W. Bauberger

Geschichte v. d. Spielern.

Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.
Regensburg.

1

Erzählungsschriften

von

Dr. Wilhelm Bauberger

(Verfasser der Beatushöhle).

Vierzehnter Band.

Die Geschichte von den Spielern.

Mit 2 Stahlstichen nach Originalzeichnungen
von J. Leudner.

Regensburg.
Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und
Kunstdruckerei A.-G. München-Regensburg.



Eigenthum u. Verlag von G. J. Manz in Regensburg.

Die

Geschichte von den Spielern.

Ein

Sittengemälde aus dem Volksleben.

Zur

Warnung und Beherzigung für jung und alt

erzählt.

Von dem

Verfasser der Beatushöhle.

Mit Stahlstich.

Dreizehnte Auflage.

Regensburg.
Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- u. Kunstdruckerei
A.-G. München-Regensburg.

Vorwort.

Man hat mir schon oft erzählt, und ich habe selbst schon im Alltagsleben der Menschen die Erfahrung gemacht, daß manche Leidenschaft, wenn ihr Thun und Treiben auf lächerliche Weise verächtlich dargestellt wird, von denen, die unter ihrer Last sich gedrückt fühlen, nicht selten auf ernstliche Weise den Abschied erhält; da hingegen oft die ernsthafteste Strafpredigt ohne gute Wirkung bleibt, ja sogar auf spöttische Weise bekritelt wird.

Dies zu zeigen, hab' ich folgende Erzählung niedergeschrieben und sende sie in die Öffentlichkeit, mit der Bemerkung, daß der Stoff der Geschichte, aus dem Leben gegriffen, mir verbot, in dem weichen, phantasiereichen Kleide meiner früheren Erzählungsweise zu erscheinen.

Doch bleibt der Zweck der nämliche, neben unschädlicher Unterhaltung vorzüglich zu nützen und zu bessern.

Zum Schlusse noch ein paar Wahrheiten, die in der Geschichte enthalten sind! Den Jungen geb' ich das alte Sprichwort zu beherzigen: „Wie man's in der Jugend lernt, so treibt man's im hohen Alter.“ Demnach lernet nur Gutes in der Jugend, und euer Alter wird fleckenlos sein!

Den Alten sage ich: „Wenn einer unter euch ist, der in dieser Geschichte hie und da sein Thun und Treiben verächtlich getroffen fühlt, denke er beizeiten an eine ernstliche Besserung. Denn er könnte sonst leicht den glückseligen Augenblick versäumen, der glücklicherweise die leidenschaftlichen Helden unserer Geschichte gebessert hat.

Mir selbst wünsche ich einen uneigennützigen Lohn für meine Arbeit, nämlich den der tröstlichen Erfahrung, hier und dort in der Weise humoristischer Schreibart ernste Wahrheit zur Sittenverbesserung unter dem Volke eingeführt zu haben.

Obermedlingen, im Mai 1843.

Dr. Wilhelm Bauberger.

Erste Abteilung.

Erstes Kapitel.

Der Schmied Klaus.

In einem schwäbischen Dorfe — dem Gedächtnisse des Erzählers ist der Name des Dorfes entfallen; allein das thut nichts zur Sache; denn es giebt jetzt noch gar viele Dörfer, schwäbische und andere, in denen solche Geschichten, wie nachfolgende ist, sich zutragen — in einem schwäbischen Dorfe also schmiedete vor einiger Zeit ein ehrlicher Mann, Namens Klaus, den ganzen lieben Tag in seiner Esse, um sich selbst, seinem arbeitsamen Weibe und seinen zwei netten Kinderlein das tägliche Brot zu verdienen.

Klaus war ein geschickter Meister. Und die Bauern, wenn sie an Feiertagen abends im Wirtshause bei einem Kruge Bier beisammen saßen, konnten nicht genug seine Pferdebeschläge untereinander rühmen. Dann fiel ihnen der Wirt in die Rede, und lobte ebenfalls die Vortrefflichkeit der Messer, Gabeln, Sensen und anderer Hausgerätschaften von Stahl oder Eisen, die der Ham-

mer des Schmieds verarbeitete. Sogar die Herrschaft vom benachbarten Schlosse schickte, was geschmiedet werden sollte, in das Dorf zu Meister Klaus; und der Herr von der Burg — ein Freiherr oder Graf — war mit der Arbeit immerhin zufrieden.

Dabei war Klaus sehr sparsam und zurückgezogen. Er blieb am liebsten bei seinem Weibe zu Hause, und herzte seine Kinder, und freute sich, wenn diese auf seinem Schoße gaukelten. Ja, es war ihm lästig, wenn er an Feiertagen der Kundschaft wegen das Wirtshaus besuchen mußte.

„Hört," erwiderte er manchem liederlichen Bruder, der ihn verlachte, „zu Hause lösch' ich meinen Durst mit einem Kruge Bier, und habe dabei den Spaß, daß ich's der Ehefrau kredenzen kann, und die Kinder hie und da ein wenig nippen dürfen, besonders der Michel, der Bube, der auch einmal ein Schmied werden muß, und deswegen wohl einen Schluck Bier zu sich nehmen soll, um sich jetzt schon zur schweren Arbeit kräftig zu machen. Denn das wird kein echter Schwabe leugnen, daß der Gerstensaft, das heißt, in Mäßigkeit verzehrt, die Nerven stählt, so gut, wie die Arbeit es thut. Zu Hause also, zu Hause reicht ein Krug; im Wirtshaus aber werden's zwei, und noch darüber. Und was soll das heißen? Man bleibt länger, als es dem Pater Thomas und dem Schultheiß gut dünkt. Der Biergeist steigt in den Kopf, das heißt, man wird betrunken. Dann redet man Dinge, die entweder ganz unnütz sind oder wohl gar dem Nebenmenschen, wie eine scharfe Schere

seinen Haarzopf, so seine Ehre abschneiden. Ja, es geht immer weiter und weiter. Man fängt an zu streiten über die kleinsten Kleinigkeiten, schimpft und flucht und prügelt einander am Ende tüchtig durch, daß man um Mitternacht mit verschlagenen Köpfen heimkommt, dem Eheweibe zum Verdruß und Kummer, den Kindern zum bösen Beispiel.

Tags darauf, wenn man aufstehen sollte, merkt man erst, daß die Köpfe auch innen verschlagen sind, das heißt, daß man keinen ordentlichen Gedanken fassen kann, und der verflogene Biergeist im Gehirn einen blöden Stumpfsinn zurückgelassen hat, der alle Freude zur Arbeit rein aufzehrt. So giebt's einen blauen Montag, das heißt, einen Tag, an dem einem noch alles blau und grün vor den Augen flimmert, und man zu allem anderen mehr aufgeheitert ist, als zur Arbeit. Und doch wollen Meister und Weib und Kinder an diesem Tage auch was zu essen haben. Das Hauswesen geht auf diese Weise den Krebsgang; am Ende hat man nichts mehr zu verzehren. Und wo die Armut, das heißt, die selbstverschuldete, ins Haus kommt, da geht die Liebe mit Sack und Pack, das heißt, mit Glück und Zufriedenheit, mit Frohsinn und Munterkeit hinaus. Und was soll das heißen? Das schlichte Hauswesen, wie es bei einem ehrlichen Handwerker sein soll, ist zum Kuckuck gefahren."

Einige — das waren die Besseren im Dorfe — konnten wirklich gegen seine gerade, offene und vernünftige Redeweise nichts einwenden. Viele aber, denen es aus Bosheit oder Leichtsinn sehr

lieb gewesen wäre, wenn sie hätten einen ehrlichen Mann zu einer Unschicklichkeit verführen können, suchten seine Worte ins Lächerliche zu ziehen, und wollten immer nicht nachlassen, ihn zu einem leichtsinnigeren Lebenswandel zu bewegen.

Diesen sagte er endlich, wie es ihm ums Herz war, und warum er gar so gern zu Hause bleibe. „Ihr lieben Nachbarn," sagte er, „das Ding hat eine andere Bewandtnis. Es ist mir von meinen Junggesellenjahren her ein abscheulicher Hang zum Kartenspiel geblieben; das heißt, ich habe, als ich, wie jeder lernbegierige Handwerksbursch es thun soll, durch die Welt gereist bin, leider mich so weit vergessen, daß ich meinte, keine Woche könne vorübergehen, ohne daß ich nicht das Kartenspiel in die Hand nehmen müsse. Bei dieser dummen Einbildung, die endlich zur Leidenschaft geworden, geschah es nicht selten, daß ich den ganzen Wochenlohn auf dem Spieltische zurücklassen mußte. Endlich kam ich denn doch wieder zu mir selbst, nachdem meine Spielkameraden samt dem Gelde auch meinen Feiertagsrock mir vom Leibe gerissen hatten. Freilich war es ziemlich spät; allein es war doch noch früh genug, von der Seelenkrankheit mich selbst zu heilen. Ich denk' es noch, als ob es heute wäre. Es war in dem Städtchen Schellenberg, wo damals jung und alt die Karten tüchtig mischen konnten; das heißt, wo ist heutzutage eine Stadt oder ein Dorf, wo es nicht Tag für Tag, und Nacht für Nacht ans Trumpfen geht? Wir hatten bis Mitternacht gespielt; mein Beutelein war leer, und obendrein

der Rock versetzt. Das verdroß mich nicht wenig. Ich schalt meine Kameraden, sie hätten mich betrogen, und der Teufel sei mit zu Spiel gesessen. Diese aber nicht faul, rissen mir den Rock vom Leibe, versetzten mir ein paar tüchtige Nasenstüber, die freilich meinem Rücken viel weher thaten, als der Nase; und warfen mich ohne Geld und Rock zur Wirtshausstube hinaus.

Da lag ich nun unter Gottes freiem Himmel, ohne Rock in der kalten Mitternacht. Die vielen Tausend Sterne funkelten freilich recht schön herunter. Allein was hatt' ich von den schönen Sternen? Doch ja — ihr Glanz erleuchtete meinen Sinn; und es kamen mir auf einmal die ernsten Gedanken: Klaus, Klaus, was wird der liebe Herrgott sagen, wenn er zwischen den Sternen herunterschaut auf sein abscheulich böses Kind, das die Leidenschaft des Kartenspiels zum Taugenichts gemacht? Pfui, schäme dich, Klaus! Was soll das heißen? Wirf die Karte fortan zum Teufel. Dahin gehört sie, in die Hölle! — Und ich schwur, von jenem Augenblicke an nicht mehr zu spielen, weinte und bat den lieben Herrgott tausendmal um Verzeihung meiner bisherigen Schlechtigkeit wegen, und — ihr lieben Nachbarn, mit fröhlichem Herzen kann ich euch versichern, ich habe den Schwur bis auf diese Stunde gehalten. — Wenn ich mich nun aber der Gelegenheit aussetzen wollte, das heißt, wenn ich häufig ins Wirtshaus ginge, an einen Spieltisch mich hinsetzte, in die Karten schaute, und dergleichen mehreres, dann müßt' ich ja endlich schwach werden und den Schwur brechen,

den ich zu meinem größten Glücke bisher so treulich gehalten. Ein altes Sprichwort sagt: Gelegenheit macht Diebe; das heißt, sie macht geradeso Saufbrüder und Spielkameraden."

Die Sprache des Meisters in ihrer Offenheit und Einfachheit war doch kräftig genug, die zudringlichen Nachbarn von sich zu entfernen. Und mehr hatte Klaus vorderhand nicht bezwecken wollen. Denn er dachte: „Such' ich die Leichtfüße durch Ermahnung zur Besinnung zurückzubringen, wird es doch vergebens sein. Sie sollen erfahren, was ich ihnen von mir erzählte; dann endlich werden sie in sich gehen. Denn ein altes Sprichwort sagt: Die Erfahrung lehrt. Und das muß wahr sein vor Gelehrten und Ungelehrten."

Klaus blieb nun immer recht hübsch zu Hause. Und Grete, sein Weib, hatte darüber eine weit größere Freude, als wenn er ihr jeden Tag ein neues Geschenk gemacht hätte, heute ein schwarzseidenes Mieder, morgen einen roten Rock, übermorgen ein grünes Wams, und so weiter. Und die Kinderlein hüpften und lachten, wenn der Vater abends von der Arbeit aus der Esse kam. Und der Michel nahm so flink und geschickt den steinernen Maßkrug und die kupfernen Kreuzer, und eilte in das Wirtshaus, dem durstigen Vater den kräftigen Gerstensaft zu holen. Und das geschäftige Lisele kam mit dem Laib Gerstenbrot vor das Haus, wo der Meister saß, und seinem Weibe die etlichen Silbergroschen, das Verdienst des Tages, treuherzig in die Hand legte.

Nun ging's an ein Schäckern und Lustigsein,

bis von dem Kirchturm das Zeichen zum Ave Maria erscholl.

Dann gebot der Meister Stille, nahm das lederne Käpplein vom Kopfe, die Kinder knieten vor die Bank und die ganze Familie betete recht andächtig, wie's frommen Christen ziemt.

Und ehe der Meister zu Bette ging, segnete er jedesmal seine Kinder. Und auch dem Weibe gab er den Segen und einen recht lieben freundlichen Kuß.

Und wenn Weib und Kinder schon in den Federn lagen, saß er oft noch an dem Bette der letzteren, und erzählte ihnen manch lehrreiche Geschichtlein von guten Knaben und bösen Mädchen, und umgekehrt, so daß Grete, das sanfte, fröhliche Weib, heimlich dazwischen lachen mußte. Den Michel aber warnte er fast jeden Tag beim Schlafengehen insbesondere: „Michel, Michel, hüte dich dereinst vor dem Kartenspiele."

Der Bube konnte nicht begreifen, warum der Vater diese Ermahnung so oft an ihn richte; und er fragte deshalb die Mutter. Grete aber erwiderte ihm: „Vergiß, lieber Michel, nur nicht die Ermahnung des Vaters — und du wirst ihren Wert erfahren zu rechter Zeit."

Zweites Kapitel.

Der Schneider Hans.

In dem nämlichen Dorfe befand sich auch ein Schneider, ein gar respektabler Mann. Er hatte große Wanderungen gemacht, und sich lange Zeit in Paris aufgehalten, in jener vornehmen Stadt, woher alle Moden zu uns kommen. Man sollte sich wundern, daß der künstliche Schneider gerade nur in jenem erbärmlichen Dorfe seine Nadel- und Scherenresidenz aufgeschlagen. Doch er hatte nicht so unrecht, weil er hoffte, die Herrschaft auf dem nachbarlichen Grafengute werde jahraus jahrein sein Handwerkzeug, als Nadel, Schere, Ellenstab und Bügeleisen, in Bewegung setzen. — Allein der Pariser hatte sich sehr getäuscht. Auf dem Schlosse ging man in den einfachsten Kleidern herum.

Dagegen war's für ihn doch nicht so übel, als es anfangs aussah. Denn die Bauern und Handwerker hatten die französischen Moden bald inne; und sie stiegen in kurzer Zeit galant und modern daher, gerade, wie man sie heutzutage an einigen Orten figurieren sieht. Der Schneider sagte zu jedem, der zu ihm kam, um sich einen Rock anmessen zu lassen, sprichwörtlich und sich

einschmeichelnd: „Das Kleid macht den Mann.“ Und die Bauern meinten es auch wirklich und bestellten ihre Röcke vom feinsten Tuch und nobelsten Schnitt. Allein sie sahen aus, als ob sie in einer Maske staken. Und der gnädige Herr vom Schlosse in seiner einfachen Kleidung verlachte die hoffärtigen Narren.

Der artige Schneider hieß von Paris aus Jean. Allein die Bauern hatten ihn als ihres verstorbenen alten Schneidermeisters Thomsens lustigen und listigen Buben Hans gekannt, und konnten zur Zeit noch nicht daran kommen, dem modernen Schneider den modernen Parisernamen zu geben; und schalten ihn schlechtweg, wie vorher, Thomsens Hans. Dem Nadelprofessor machte diese bäuerische Benennung immerhin einen Strich durch seine Eitelkeit. Denn eitel — das war er, eitel im eigentlichen Sinne des Wortes, sonst ein grundguter, braver Mann — aber eitel, eitel — recht von Herzen eitel. „Doch,“ dachte er, „was wissen die groben Bauern! Ihre schweren Zungen sind meinetwegen wohl nicht imstande, das artige Pariser Jean auszusprechen. Was thut's? Ihr jedesmaliges Hans kommt in meine jedesmalige Rechnung; und somit ist ihre Grobheit mit meiner feinen Arbeit ausgeglichen. Am Ende bring' ich es meinetwegen durch den modernen Kleiderschnitt doch noch so weit, daß meinetwegen auch ihre Zungen beschnitten werden. Und dann erst ist das Sprichwort wahr: Das Kleid macht den Mann.“

Schneider Hans hatte ein braves Weib genommen. Es that seine Hausarbeit in aller Stille

und verpflegte Mann und Kinder mit emsiger Sorgfalt. Früh war die Hausfrau auf, und spät legte sie sich nieder, um zu dem schönen Einkommen der Nadeln und Scheren ja auch durch thätige Mitwirkung ihr Schärflein beitragen zu können. Auch hatte sie ein hübsch Gesichtlein, das ihr schon im ledigen Stande in der ganzen Gegend den interessantesten Namen „schönes Bärbele" eingetragen. Man sagt, der Schneider sei auf diesen Namen so eitel gewesen, daß er aus purer Eitelkeit geheiratet habe. Doch die böse Welt thut ihm ganz unrecht — er hatte nur allein aus Vorliebe zu den anderen guten Eigenschaften der schönen Jungfer den Schritt in den Ehestand gethan, wie er es in der Folge auf seinem Totenbette, wollte man sagen, auf seinem Sterbebette, soll rein und richtig ausgesprochen haben.

Das schöne Bärbele hatte den Fehler, daß es gar zu brav war, wenigstens in Beziehung auf seinen Mann. Es hatte nicht ganz den gewöhnlichen, gesunden Hausverstand, wie ihn eine rechte Hausfrau haben soll, und wie er jedem braven Weibe wohl ansteht. Und darum war dem Bärbele alles recht und wohl, was der Schneider Hans in seiner Eitelkeit Dummes machte.

Die gutmütige Ehehalfte nannte ihn ihren lieben, teuren Pariser Jean, weil er es so haben wollte, damit er zum Ersatz für die Grobheit der Bauern wenigstens zu Hause modern traktiert werde. Sie hatte ihr Wohlgefallen daran, wenn ihr Mann den Kindern befahl, daß sie zu ihm Musje Bär sagen mußten, wenn er davon sprach,

den Kindern einen Hofmeister zu halten, sie recht vornehm zu kleiden, wie es in Paris zu geschehen pflege, und dergleichen Unschicklichkeiten mehrere auf die Bank brachte.

Sie sang dabei ihrem jüngsten Töchterlein ein Wiegenlied aus einer französischen Oper, wie der Schneider ihr vorschwatzte, folgenden Inhalts:

„Schlafe nur, Christinelein:
Mußt einmal ein Frauen sein;
Mußt in seid'nen Kleidern prangen,
Woll'nen Schnür'n und Locken hangen;
Daß die Leute ringsum schrei'n:
Holdselig's Christinelein!“

Den Fehler der Eitelkeit, die durch den minderjährigen Hausverstand des schönen Bärbele genährt wurde, abgerechnet, war Schneider Hans, wie schon gesagt, gar kein übler Mann. Er arbeitete fast Tag und Nacht, was immer nur seine Nadel ausrichten konnte; und erwarb sich darum ein gut Stück Geld, das er am Ende der Woche mit Wohlbehagen und Freude zu dem bereits Ersparten hinzulegte. Er besuchte an Sonn- und Feiertagen den Gottesdienst in der Kirche recht fleißig, und unterließ auch nicht, zu Hause aus einem erbaulichen Buche den Seinigen etwas vorzulesen. Die Armen wurden nicht vergessen. Dabei aber hatte er die Schwäche, daß er denjenigen, die ihn mit „Herr Jean, verehrtester Pariser Kleiderjournalist, modernster Garderobist“ und dergleichen wahnsinnigen Lobsprüchen anbettelten; die neuesten Silbergroschen bescherte, während er den anderen, die ihn um ein Almosen ohne Lobeserhebungen

baten, ein Stück schwarzen Brotes aus der Tischschublade zu geben befahl, und endlich sogar die Wenigen, die ihn in aller Gutmütigkeit den Schneider Hans hießen, mit einem „Helf Gott" davon schickte.

Das Wirtshaus besuchte er, wie der Schmiedmeister Klaus, äußerst selten; und wenn er es that, geschah es nur, um den Bauern, die er prächtig maskiert hatte, durch einige französische Brocken, die er in schwäbischer Manier ganz artig zu sprechen verstand, Respekt vor seiner Person einzujagen. Manchmal brachte er es wirklich dahin, daß sie das ihm so sehr beliebte Musje Jean hervorstotterten. Und stolzierend schritt er nach Hause, dem schönen Bärbele seinen Triumph zu erzählen.

Und wenn das schöne Bärbele dann auch noch einige ergebene und die Eitelkeit des Mannes belebende Redensarten in süßer, zärtlicher Manier hinzuzufügen wußte — dann wurde an dem zierlichen Leibe des gutmütigen Eheweibes sogleich das Maß genommen. Und Sonntags darauf erschien die hochansehnliche Gattin des modernen Pariser Kleiderjournalisten im schönsten seidenen Rocke und Kamisole, daß alle anderen Weiber teils mit ehrerbietiger Verwunderung auf dem Kirchwege sie betrachteten, teils mit verstecktem Zorn und Neid auf ihren Betstuhl in der Kirche hinüberschielten.

So lebte Schneider Hans jahraus jahrein, einen Tag wie den anderen, ohne daß er sich über irgend einen Unstern zu beklagen hatte, etwa die fatale Verlegenheit ausgenommen, in der er sich manchmal befand, wenn ein junger Springinsfeld

aus der Fremde einen feinen Rock bestellte, und die Eitelkeit des Meisters aus Paris so lange kitzelte, bis dieser das schöne Kleid zu borgen gab. Da geschah es denn, daß der gekitzelte Hans weder den Springinsfeld, noch den Rock, noch ein bares Geld für den Rock je wieder zu sehen bekam, und sich gleichwohl damit begnügen mußte, aus Ärger und Verdruß die Ohren sich wund zu kratzen, und den gewaltigen Verlust summierend im Hause herumzulamentieren.

In solchen Augenblicken vergaß er sich einmal so weit, daß er die Nadel beiseite legte, den Ellenstab und die Schere, das Bügeleisen und den Fingerhut hinter den Ofen warf, und dem Wirtshause zulief, um sich die Grillen des Verdrusses durch einen tüchtigen Schluck guten Bieres vom Halse zu schaffen.

„Was giebt's? Was giebt's? Herr Jean!“ fragte der Wirt den eintretenden Gast. „Ei, ei, der geputzte, moderne Mann ein solcher Kopfhänger?“ — Und Hans erzählte, was ihm begegnet.

Da fing der Wirt an zu schmeicheln: „Was fragt Ihr danach? Ihr seid ein reicher Herr, der unwillkürlich einem armen Schlucker mit dem neuen Rocke einen großen Dienst erwiesen. Kommt, kommt! Wir wollen die Karten mischen! Kein Schwabe und kein Pariser versteht, so geschwind und schlau zu spielen, wie der Musje Jean. Nur flink! Schlagt ein Blatt um — Ihr habt die Karte zu geben.“

Dies Lob schmeichelte dem blinden Hans aufs neue. „Meinetwegen!“ entgegnete er dem Wirt;

und ließ sich wieder Bier und sogar ein Glas Branntwein geben.

Er kartete — und verspielte. Er kartete bis in die liebe schwarze Mitternacht hinein, und — verspielte, daß es ein Grausen war. Endlich warf er die fatalen Unglücksblätter zusammen, verfluchte das Spiel, und schalt den Wirt, indem er schrie: „Meinetwegen ladet den Teufel zum Spiel!“ — Dann eilte er nach Hause mit dem Vorsatze, sich nicht mehr so dumm benehmen zu wollen.

Und wirklich hat er auch von jener Zeit an kein Kartenspiel mehr in die Hand genommen

Drittes Kapitel.

Der Schuster Hinze.

In dem Dorfe war auch ein Schuster, ein vielgereister Mann. Er war aus Pommern hergekommen, wo die guten und schönen Stiefel zu Hause sind. Sein Titel gab ihm gleich ein gewaltiges Ansehen. Denn alle Leute im Dorfe, die allenfalls einen hübschen Schuh haben wollten, kamen zum pommerischen Schuster.

Die Bauern hatten seinen romantischen Namen Henrienko allsogleich in das schwäbische Hinze umgeschaffen. Und was that's auch dem Stiefelfabrikanten? Es konnte ihm gleichgültig sein, ob er so oder so heiße, wenn er nur viel Arbeit bekam.

Hinze spannte recht fleißig den Knieriem, schnitt unverdrossen die Sohlen zu, und zog mit einem Eifer vom Leder, als müßte er für alle Menschen auf der ganzen Erde Schuhe und Stiefel fabrizieren. Und manchmal war es ja doch nur ein Pantoffel, den er einer reichen Bäuerin oder Handwerkerin zu verfertigen hatte, damit diese den verhängnisvollen Lederwisch ihren geplagten Männern auf das Haupt setzen konnten.

In dieser Beziehung war der Schuster selbst

der geplagteste Mann von der Welt. Denn er hatte schon vor mehreren Jahren das Meisterstück „einen ordentlich großen, centnerschweren Pantoffel“ für sich selbst fabriziert. Das heißt mit anderen Worten: Hinze hatte ein Weib genommen, das nicht zu den sanftesten gehörte, und lieber zankte und zetterte, statt daß es in aller Stille seine Hausarbeit verrichtete, und zu gehöriger Zeit in die Kirche ging.

Hinze konnte nicht genug vom Leder ziehen. Wenn auch der Schweiß von seiner Stirn rann, und er sich den ganzen Tag so mit Arbeit abgemattet hatte, daß ihm nachts nicht einmal die Ruhe schmeckte — war sein loses Weib, die böse Käther, nicht zufrieden. „Ruhst du schon wieder,“ schrie sie, „du pommerischer Faulenzer! Und es liegt so entsetzlich viel Arbeit auf der Schusterbank. Meinst du etwa, ich sollte dir noch einen Gesellen ins Haus nehmen? Warte nur, ich will dir was Besseres zeigen!“ — Und sie nahm einen alten Pantoffel, und trieb den geplagten Ehemann aus den Federn.

Wenn Hinze mittags essen wollte, ging das Zanken des schlimmen Hausdrachens wiederum an. „Was essen?“ schrie sie. „Essen will Meister Hinze; essen, und hat den ganzen lieben Vormittag noch keinen Bissen Brot verdient. Schneide sich der faule Herr aus dem Abfall des alten Leders einen kräftigen Kalbsbraten; versteht er mich? Und trink’ er frisches Brunnenwasser dazu, versteht er mich wieder? Recht viel Brunnenwasser; das befördert die Verdauung, sagen die

gescheitesten Ärzte. So wird mir das sonderbare Glück, einen alten Mann zu bekommen."

Meister Hinze, von Natur aus ein geduldiger, friedsamer Mann, dachte: „Die Weiber sind oft übler Laune, und sozusagen verzärtelt, wenn sie aus ihrer Eltern Haus kommen. Und ein vernünftiger Ehemann, wenn er den Frieden haben will, muß anfangs sozusagen nachgeben." — Er gab auch wirklich nach, und schnitt sich zur Mittagszeit fein schweigsam und still ein Stück — gerade nicht, wie die böse Käther gemeint, vom Leder, sondern vom schwarzen Brotlaibe, worauf er sich wieder zur strengen Arbeit munter und froh auf den harten Schusterbock niederließ.

Wollte er abends eine halbe Stunde lang ausruhen, und gelüstete seinen Gaumen nach einem kräftigen Trunk Bier, dann stürzte das Gezetter der kreuzbraven Ehefrau aufs neue über ihn her mit Pantoffel und Besenstiel, daß er seines armen Lebens nicht mehr sicher war. „Du besoffener Erzschelm!" schrie sie in einem bellenden Tone, „hast du nicht vielleicht gar noch Lust zu einem Glas Wein?" — Und sie zerschlug im Zorn den irdenen Wasserkrug, damit der Mann nicht einmal das von den gescheitesten Ärzten empfohlene Verdauungsmittel sattsam verschlucken konnte. Und er meinte doch, er hätte vor allem einen Trunk vonnöten gehabt, der ihm all die Schimpf- und Scheltworte seiner zärtlichen Ehehälfte sozusagen hätte verdauen helfen.

Meister Hinze war wiederum ganz still und ruhig. „Wird schon noch anders werden," tröstete

er sich selbst. Wird schon noch besser werden, wenn die Käther sozusagen zur Besinnung kommt. Vorderhand aber dank' ich dem lieben Herrgott, daß er uns vor Kindern verschont. Ach, was gäbe das schlimme Weib den armen Tröpflein für ein arges Beispiel! — Wie gesagt, es ist sozusagen gut; und ich bin's ganz zufrieden." — Und in dieser ruhigen Gemütsverfassung ging der Schuster, wenn's sein mußte, in die Stadt, um Leder einzukaufen.

War der Schuster fort, war auch die Frau Käther eine ganz andere Frau. Der Kaffeehafen brummte im Ofenrohr; der Bierkrug stand, bis oben voll, auf dem Tische, daneben Kartoffelbranntwein und Schweinsbraten. Und bald ging's im Hause des pommerischen Schusters so pommerisch lustig zu, wie bei einem Hochzeitschmause, auf den man sich des guten und vielen Essens und Trinkens wegen schon seit Wochen gefreut hat. Basen und Vettern und gute Freundinnen waren auf ein paar gemütliche Stunden herbeigeladen, wo dann die hochachtbare Gesellschaft nicht unterließ, das ganze Dorf mit der grausamen Schere der Verleumdung und des Spottes zusammenzuschneiden, daß ihm die Ohren davon sausen mußten, wie man zu sagen pflegt.

Bei all dem war Frau Käther so gnädig, oder, möchte man sagen, so frechheuchlerisch, daß sie sich vorsätzlich alle Mühe gab, ihren Mann von der schreckhaften Schere fern zu halten. Sie schilderte ihn ihren Freundinnen äußerst lieb und gefällig, und versicherte aber auch, mit welcher

herzlichen Gegenliebe sie den braven Mann behandle. „Manchmal,“ sagte sie, „ist es denn doch schon gekommen, daß er etwas mürrisch mit mir verfuhr. Denn die Männer haben Launen; und besonders das ehrsame Schusterhandwerk hat recht viele und schwere Geschäftslaunen; weswegen es auch manchmal geschieht, daß hier ein Pantoffel zu groß, und dort ein Stiefel zu klein wird; und daß die Kundschaften dem Meister sagen müssen: Was habt Ihr gethan? Ihr seid schuld, daß mich der Schuh drückt!“ — In solchen Launen bin ich denn nun vernünftig. Ich gehe meinem lieben Hinze aus dem Wege, und warte, bis er wieder freundlich um mich herumschmuggelt. Dann fängt das friedliche Eheleben von neuem an.“

So plauderte die böse Käther, und machte den Jungfern, ihren Freundinnen, nach einem so friedlichen Eheleben den Mund recht wässerig, wie man zu sagen pflegt.

Bis der Meister aus der Stadt zurückkam, waren Eßwaren und Trinkgeschirre schon lange aufgeräumt, die Gesellschaft zum Hause hinausgeschoben, und die Gesichtszüge der Meisterin wieder in die Falten des Unmuts gelegt. Und also lautete ihr liebevoller Gruß an den müden Ehemann: „Wo bleibst du so lange, du unersättlicher Saufbruder? Hast gewiß wieder saubere Gesellschaft gefunden in der Stadt? Ich will lieber künftig selbst das Leder holen. Sollst mir nimmer vom Hause kommen bis zum jüngsten Tage.“

Auf diesen zärtlichen Gruß konnte Hinze, der sich unterwegs seinen häuslichen Wirrwarr durch

den Kopf gezogen, und in der Stadt eine Maß Bier aus Unmut zu schnell getrunken, einer mürrischen Antwort sich auch nimmer länger enthalten, und erwiderte: „Hoho! Ist mir zu lang, wenn es sozusagen dauert bis zu meinem Grabe.“

Damit hatte der arme, geschlagene Mann ein entsetzlich schlimmes Schlagwort gegeben. Frau Käther wurde fast wahnsinnig vor Zorn. Der Ärger preßte ihr einen Thränenstrom aus den starren Augen; ihre Wangen bekamen schier die Farbe eines halbdürren Grases im trockensten Sommer. Und sie überschüttete den peinlich überraschten Hinze mit einem Schwarm von Lästerworten, daß er Kopf, Augen, Ohren und Nase mit beiden Händen verhüllte, und über Stock und Stein, so schnell er konnte, sich aus dem Staube machte, um das Wirtshaus zu erreichen, ehe ihn eine Ohnmacht oder der grausame Pantoffel, den er leider sich selbst geschustert, erreichen müßte.

„Was giebt's, was giebt's? Meister Schuster aus Pommerland?“ fragte der Wirt den eintretenden Gast. „Ei, ei, ei, der arme Mann sieht nicht anders aus, als ob er dem Fegfeuer oder gar der Hölle entronnen wäre.“

„Könnte sozusagen schon etwas daran sein!“ erwiderte der keuchende Hinze, und erzählte dem Wirt ganz offenherzig, was ihm zu Hause begegnet.

„Geschieht Euch auch recht!“ sagte der Wirt. „Ihr seid selbst schuld an diesen schlimmen Affairen. Ihr habt Euer Weib verzogen. Kommt zu mir ins Wirtshaus, wenn es Euch zu Hause leidig er-

geht. Wir trinken und karten eins. Und wenn Ihr um Mitternacht nach Hause kommt, kehrt Ihr den Pantoffel um, versteht Ihr mich?"

Es ist ein schlimmes Ding bei allen Menschen, daß schlechte Lehren viel schneller Eingang finden in ihren Herzen, als gute Zusprüche. So war's auch bei Meister Hinze. Er sagte sogleich zu, indem er dem Wirt die Hand bot: „Ihr habt sozusagen recht. Und ich will gleich heute den Anfang machen."

Er trank und mischte die Karten, und spielte mit dem Wirte, und verspielte an Geld, was er in der Tasche hatte, und noch obendrein ein Paar neue Stiefel, die er dem Wirt auf die nahen Osterfeiertage umsonst zu machen versprach. Er spielte aufs neue, und verspielte ein Paar Pantoffeln für die Wirtin, wogegen der Wirt sich auch nicht einmal zu bedanken brauchte.

Bei dem Worte Pantoffel wurde es nun endlich zu allem Glück dem Schuster recht schwindlig vor dem Gesichte. Mitternacht war vorüber, und er dachte an den Pantoffel, der seiner zu Hause harre.

„Zum Kuckuck mit dem verfluchten Spiel!" jammerte er jetzt. „Ich bin sozusagen von dem Regen in die Traufe gekommen."

Und er schwur, kein Kartenspiel mehr in die Hand nehmen zu wollen.

Was sich mit dem armen Hinze zu Hause zugetragen, glauben wir mit Stillschweigen übergehen zu müssen. Die Nachbarn haben's ohnehin tags darauf im ganzen Dorfe herumgeplaudert,

wie Frau Käther gezettert, der Pantoffel gezischt, und der arme Hinze geseufzt habe. — So viel aber ist gewiß, daß der Schuster lieber den Pantoffel der herzensguten Ehefrau ertragen, als noch einmal in das verdammte Kartenspiel sich einlassen wollte. — „Der Wirt,“ dachte er, „mag sozusagen den Teufel zum Spiel laden. Ich bleibe hübsch weg.“

Und er hat — zu seiner Ehre sei es ihm nachgesagt — den Schwur redlich gehalten.

Viertes Kapitel.

Der Maurer Stoffel.

Es befand sich in demselben Dorfe hinwiederum ein Maurer. Der Maurer war ein Mann von echtem Schrot und Korn. Was er sagte, traf auf das feinste Haar mit der Wahrheit zusammen. Er that keinem Menschen was zuleide, im Gegenteile war er überall bereit, zu helfen mit Rat und That, wo er nur immer konnte. Darum ward er aber auch von jung und alt im ganzen Dorfe sehr geachtet, wenn er gleich nur ein Maurer war. — Und der altmodische Rock, in dem er an den Sonn- und Feiertagen sich zu zeigen pflegte, ein Vermächtnis seines Urähnle, worin er als der gescheiteste Mann respektiert wurde, hätte die Bauern, wenn sie mit ihrem Verstande in gutem Benehmen gewesen wären, ohne Mühe zur Überzeugung bringen müssen, daß der moderne Kleiderschnitt des Pariser Jeans keinen Mann mache, wenn dieser nicht schon selbst in dem modernen Rocke drin stecke.

Der Maurer hieß Stoffel, gar ein schöner schwäbischer Name, aus dem langweiligen und

großen Christophorus zusammengetragen. Allein dieser Name hätte sich eher auf den Pantoffel des Schusters Hinze gereimt, als auf den taktfesten Maurer, der das Regiment im Hause führte. Lene, sein gutmütiges Weib, hatte auch gegen Stoffels Herrlichkeit nicht das Geringste einzuwenden, weil sie sich gar oft der Worte erinnerte, die ihr bei der Kopulation gesagt worden: „Du sollst dem Manne unterthänig sein.“ Hätte sich dies die Frau Nachbarin, die böse Käther, auch so gut gemerkt, dann wäre es dem geduldigen Hinze nie so schlimm ergangen, daß er auf Ostern dem Wirt ein Paar Stiefel, der Wirtin ein Paar Pantoffeln umsonst hätte machen müssen.

Morgens früh, wenn die bestimmte Stunde schlug, war der Maurer Stoffel auch richtig schon an der Arbeit; und man hatte ihn, besonders auf festliche Jahreszeiten hin, überall gern, weil e die Stuben blendend weiß zu machen verstand. Diese Kunst hatte er in Frankfurt erlernt, wo er lange Zeit Maurergesell gewesen; und sie hatte ihm sein bares Geld gekostet. Denn es ist ihm bei den großen Silber- und Goldhändlern dortselbst auch etwas weiß gemacht worden.

Dies ging aber so zu. Stoffel war als ein dummer, schlichter Schwabe von Haus weggekommen, und hatte gemeint, man sei überall so ehrlich und redlich, wie in seines Vaters Stube. In Frankfurt bekam er Arbeit, weil gerade eine Residenz für einen gnädigen Juwelier erbaut wurde. Während des Baues hörte er viel diskurieren von dem großmächtigen Reichtum des vornehmen Herrn.

Und ein anderer Maurergesell, der neben ihm arbeitete, und den er sich bereits zum Kameraden gemacht hatte, versicherte ihn hoch und teuer, der Juwelier habe all seinen Reichtum in der Lotterie gewonnen.

Der Maurer Stoffel riß große Augen auf, die immer größer wurden, als ihm der andere nach und nach erklärte, ein jeder könne in die Lotterie setzen, folglich auch ein jeder das große Los gewinnen. O jerum! Das war eine schlimme Versuchung für den reich werden wollenden Maurer Stoffel. Er widerstand dem höllischen Drange nicht, und nahm sich vor, in die Frankfurter Lotterie all das Geld zu setzen, das er seit mehreren Wochen sich durch Fleiß und Sparsamkeit erworben hatte. Diesen Plan gestand er seinem Kameraden. Der aber war ein durchtriebener Schlingel. Er sagte: „Stoffel, du verstehst das Ding nicht; gieb mir das Geld; ich will zu einem Kollekteur gehen und dir eine Nummer bringen, Freund, eine Nummer, die gewinnen muß; denn mir hat heute nacht geträumt, du werdest ein steinreicher Mann werden.“

Der Stoffel schmunzelte ganz vergnügt, gab dem Kameraden das Geld, und versprach ihm obendrein eine königliche Belohnung, wenn das Los, das er bringe, ein gewinnendes sein werde. — Der Erzschelm von einem Kameraden kicherte sich in die Faust, ging mit dem Gelde, und brachte dafür ein Los; und der dumme Stoffel meinte, er sei schon fast reich geworden. Nächster Tage aber machte sich der Gaudieb, der Kamerad, aus

dem Staube, und überließ den schwäbischen Maurergesellen seinem Schicksale.

Mittlerweile wurde das Resultat der Nummern bekannt gemacht. O Glück über Glück! Stoffels Los hatte gewonnen! — „Juchhe!" schrie er und sprang schnurgerade in ein Weinhaus, um vor allem bei einem Schoppen Johannisberger sein unmenschliches Glück, wie er es nannte, hochauf leben zu lassen. „Ich habe zwar," sagte er zum Wirt, „vorderhand mir nichts dir nichts kein Geld im Beutel. Allein ich kriege heute noch Geld genug; denn ich habe mir nichts dir nichts in der Lotterie gewonnen." Er lud den Wirt zum Trinken ein, der es sich nicht zweimal schaffen ließ. Und sie tranken, bis sie ordentlich genug hatten. Dann sagte der Stoffel zu dem Wirt: „Jetzt komm', neuer Kamerad! Führe mich in eine Kollekte, oder wie man die Geldfangstuben heißt — und dann sollst du mir nichts dir nichts mit Profit bezahlt werden."

Stoffel und Wirt gingen. Allein kaum in einer Geldfangstube angekommen, verwandelte sich das vermeintliche Glück in ein fatales Mißgeschick. Stoffels Los war mir nichts dir nichts ein falsches. Der saubere Kamerad, der sich aus dem Staube gemacht und in seine Faust gekichert hatte, war so frech gewesen, Stoffels Geld zu behalten und ihm dafür einen nichtsnutzigen Zettel einzuhändigen. Der Zufall, oder andere sagen, der böse Feind wollte, daß gerade die Nummer auf dem falschen Zettel ein Treffer sein mußte.

Es hätte nicht viel gebraucht, so wäre der

betrogene Maurergesell zu seinem Schaden hin auch noch in einer Anstalt untergekommen, wo man Betrüger und Landstreicher zu verbessern sucht. Übrigens, zwischenhinein sei es gesagt, hat man solche Anstalten noch wenig Wunder wirken sehen, was recht zu bedauern ist und zur traurigen Überzeugung führt, daß derlei Menschen, die dahin gebracht werden müssen, mehrenteils unverbesserlich sind.

Nachdem der Stoffel treu und redlich erzählt, wie schändlich er hinters Licht, oder vielmehr in die Lotterie hineingeführt worden, hatte der Geldfangstubenbesitzer so viel Gefühl, sein Bedauern damit auszudrücken, daß er den Maurergesellen ungeschoren entließ, mit dem beleidigenden Bemerken: „Was will man mit dem dummen Schwaben anfangen?“

Von dem Wirt konnte sich Stoffel nicht auf so manierliche Weise verabschieden. Denn der wollte, wie es sich von selbst versteht, für den Wein, den sein Gast, und für jenen, den er in höchst eigener Person getrunken, ordentlich bezahlt sein. Woher Geld nehmen? Der Wirt begnügte sich endlich, nachdem er seinen Kumpan zuerst mit allmöglichen Schimpfredensarten überladen, denselben zu guter Letzt profoßmäßig durchzuprügeln. Armer Stoffel, du hast eine teuere Zeche bezahlen müssen!

Er verließ allsobald die Stadt, allein nicht als der dumme Schwabe, den ihn die Lotteriestädtischen gescholten hatten. Denn er merkte sich von jenen fatalen Affairen an bis zur Stunde, wo er als ehrsamer Handwerker in dem bewußten Dorfe sich

ansiedelte, genau und deutlich die goldene Lehre: Seid klug wie die Schlangen, und einfältig wie die Tauben. Er war klug, indem er nicht jedem hergelaufenen Betrüger alles aufs Wort hin glaubte; und war einfältig im guten Sinne des Wortes, weil er Tag für Tag mit seinem guten Eheweibe schlicht und recht dahinlebte, und darauf besonnen war, sich sein Brot redlich zu verdienen. — Die Witzigung in Frankfurt war nicht übel. Sie hatte ihn vorsichtig gemacht; und darum schadete es ihm nicht, daß ihm etwas weiß gemacht worden. Denn seiner Vorsicht verdankte er den Ruf, daß er im Dorfe für einen der Gescheitesten galt.

Allein die Lotterie — und das war der Fehler des braven Stoffel — stak ihm halt jezuweilen tief im Kopfe. „Unser Land," dachte er, „ist doch noch recht weit zurück, weil es keine Lotterie hat. Da lob' ich mir die Frankfurter; die lottern mir nichts dir nichts drauf los, daß es eine Freude ist — und werden lauter reiche Leute. Wenn ich was zu sagen hätte, es müßte mir nichts dir nichts eine Lotterie im Lande regieren. Denn das wäre ja ganz vortrefflich, wenn in kurzer Zeit kein Armer mehr existierte, und der Maurer Stoffel nicht mehr Kalk ablöschen und Bauernstuben weiß machen müßte."

Er hatte diese witzige Folgerung so laut gedacht, daß der Wirt des Dorfes, der gerade an ihm vorbeiging, Wort für Wort sie hören konnte. „Ei, ei, Nachbar Stoffel," sagte er zu ihm, „hierin ist's Euch gleich abgeholfen. Das Kartenspiel ist auch eine Lotterie. Kommt mit mir. Wir trinken und karten — und werden reich werden."

Dem Stoffel gefiel der Vorschlag nicht übel. Und wenn er sonst im Umgang mit Fremden klug und vorsichtig war, so glaubte er doch in diesem Falle dem Wirt, als einem alten Bekannten, aufs Wort hin trauen zu dürfen. Er folgte daher dem freundlichen Gastgeber ins Wirtshaus, und blieb dort bis Mitternacht. Als er aber nach Hause ging, drückten schwere Gedanken seinen Kopf fast zur Erde nieder. Tiefsinnig greift er in die Tasche — das liebe Geldlein war bis auf den letzten Heller dahingeflogen. Er verfluchte Kartenspiel und Lotterie, indem er brummte: „Der Wirt mag mir nichts dir nichts den Teufel zum Spiele laden. Ich bleibe hübsch daheim, und sage keinem Menschen was davon. Sonst lachten sie mich derb aus, und hießen mich am Ende gar noch mir nichts dir nichts den Lotteriestoffel."

Er hat auch wirklich seinen Schwur gehalten, und Wirtshaus, Karten und Lotterie gemieden

Fünftes Kapitel.

Der Bauer Jackl.

Endlich befand sich unter den merkwürdigen Männern des Dorfes auch ein Bauer, den man von frühester Jugend auf das mürrische Jackele geheißen.

Später, nachdem er sich ein Weib genommen, verbat er sich das geringfügige Jackele, und man nannte ihn schlechtweg den Bauern Jackl.

Im Grunde war er auch kein böser Mann. Er stand morgens früh auf, betete eine gute Meinung an der Spitze seines Hausgesindes, und vergaß gewiß nie, den Daumen, den Zeigefinger und den Mittelfinger seiner rechten Hand in den Weihwasserkessel neben der Stubenthür zu tauchen, und sich selbst und das ganze Haus damit zu besprengen. Ja, er ging sogar in den Stall, segnete das liebe Vieh, und warf dem St. Leonhard, der an die Stallthür angenagelt war, einen andächtigen Handkuß zu, damit er Pferde und Ochsen, Schafe und Rinder samt dem alten Esel und Stallknecht, welche beide nebeneinander ihre Schlafstellen hatten, gnädiglich beschützen möge.

Dann schaffte er den Dienstboten ihre Arbeiten

mit so viel ruhiger Manier, daß nur hie und da ein ungeheures Donnerwetter mit Blitz und Hagel zwischen den Zähnen hervorrollte. Verwandelte sich dieses Donnerwetter gar in ein Kreuz, Stern und Firmament, dann mußte der Bauer entweder recht miserabel schlecht geschlafen haben in wilden Träumen, wo ihm Haus und Hof über dem Kopfe zusammenbrannten, oder es schmerzten ihn noch Arm und Fuß aus einem Gefechte mit einem seinesgleichen, dem er, gerade nicht in böser Absicht, sondern weil es halt so seine leidige Manier war, allen Blitz ins Haus, allen Hagel aufs Feld, alle Unken in den Fischteich, alle Seuchen in den Stall, alles Unglück in die Ehe, und alle Hexen in das Bett geflucht hatte.

Was Jackls friedsames Leben mit seinem Eheweibe, mit der dicken Brigitt, anbelangt, so kann man sagen, daß es ein musterhaftes war. Die dicke Brigitt wußte aus Erfahrung, daß der liebe Herrgott alle die grausenhaften Flüche ihres Mannes gar nicht respektiere, und sie daher nie und nimmer in Erfüllung gehen lasse. Ihr Temperament war ihrer Dickleibigkeit wegen glücklicherweise ziemlich phlegmatisch. Darum kostete es auch keinen Kampf, bloß recht herzlich zu lachen, wenn Jackl vom Haus in den Stall, von dem Stall in den Garten, und von da wieder in das Haus zurück mehr Donner und Hagel und Blitze und andere dergleichen schreckhafte Dinge herausfluchte als Tage im Jahre sind, den Schalttag mit eingerechnet.

Die dicke Ehehälfte meinte, sie wolle wieder

gut machen, was der mürrische Jackl schlecht gemacht, und spendete deshalb Almosen in der größtmöglichsten Freigebigkeit. Zum Exempel, sie schickte einem armen, bresthaften Manne eine Erbsensuppe, die sie aus purer Vorsicht und aus herzlichem Mitleid, es möchte dem Patienten sonst schaden, weder schmalzen noch salzen ließ; denn sie hatte von dem gescheiten und berühmten Bader Schmierum, der im nächsten Dorfe wohnte, schon mehrmal gehört, daß alles Fette dem menschlichen Magen äußerst schlecht bekomme. Oder sie gab einem armen Bettelweibe, dem durch hohes Alter das Augenlicht schon schwach geworden, ein falsches Kreuzerstück, und ließ sich dafür drei Pfennige herausgeben. „Ach, du mein lieber Herrgott,“ seufzte sie dann und schnaufte, indem sie ohne Unterlaß an Rosinenkuchen und Äpfelnudeln herunterkaute: „Ach, du mein Gott, so geht's, wenn man einen bösen Mann hat. Dann hat das Weib den ganzen Tag Arbeit, durch Almosengeben und Kirchengehen seine dummen Streiche wieder gutzumachen.“

Und sie ging dann auch wirklich in die Kirche, und plauderte den Rosenkranz herunter, so possierlich und mit so geläufiger Zunge, als säße sie mit einem Dutzend Bäuerinnen in der Kaffeevisite.

Holla! Holla! Was ist das für ein Getöse auf dem freien Felde draußen? Der Bauer Jackl ist's mit dem Joch Ochsen, die den Namen Märtyrer verdienen. Schade, daß eine Lerche gerade über seinem Kopfe ihr dankbares Frühlingslied emportrillert, während der rohherzige Jackl den Schecken prügelt, weil er seine Gedanken nicht er-

raten konnte. Schade, daß ein junges Hirtenmädchen mit unschuldigem Maigesang an ihm vorüberhüpft, während er tausend Donnerwetter hervorkeucht, und noch andere Flüche, die nie über die Lippen des Erzählers gekommen, und die er folglich auch nicht niederschreiben mag.

Der tolle Jackl! Wenn er es doch nur bedenken würde, daß bei seinem wilden Thun und Treiben weder der Scheck verständiger sich füge, noch auch der Acker mürber herumfalle, und mehr Früchte trage.

Diesen abscheulichen Fehler des Zorns und Fluchens ausgenommen, war der Bauer Jackl, wie schon gesagt, kein übler Mann. Er trank nicht übermäßig, er spielte nicht, er ging fleißig in die Kirche, und hielt auch als ein strenger Hausvater seine Dienstboten an, ein Gleiches zu thun. Wenn er in die Schranne fuhr, und es kam ein guter Erlös in seine Taschen, dann unterließ er es gewiß nicht, den Opferstock einer Feldkapelle zu beschenken, oder, wenn er durch ein Dorf trabte, neue Kreuzerstücke unter die Gassenbuben auszuwerfen, die dann nicht selten einander in die Haare kamen. Böse Leute meinten und sagten, das Opfer habe er nur aus Heuchelei und das Geldauswerfen nur aus Hochmut gethan, wie es bei manchen Bauern zu geschehen pflegt zu einer Zeit, wo das Getreide in hohem Preise steht. Allein die böse Welt that dem ehrlichen Jackl unrecht; und man weiß, daß es ihm mit dem Opfern ernst war, besonders weil er bedachte, daß die liebe, dicke Ehehälfte denn doch in Versuchung komme, die ge-

wonnene Summe Geldes in seidene Kleider für ihre Wohlgestalt umzuwandeln. Das Geld aber warf er unter die Buben nur allein aus dem drolligen Grunde, sich einen Spaß zu machen. Und wer sollte sich auch darein legen? Es kostete ihn ja sein Geld.

Einmal fuhr er von der Schranne nach Hause. Er hatte ein paar junge, schöne Pferde vor den Wagen gespannt. Der Sattelgaul schlug hinten aus, weil er eben jung und mutig war. Der Bauer untersagte es ihm. Allein der Gaul mußte seinen Fuhrmann nicht recht verstanden haben, und schlug nochmal aus. Jetzt war's bei dem Jackl vorbei mit der Geduld. Er fluchte und fluchte, und geißelte den hitzigen Rappen, bis dieser endlich auch unwirsch wurde, und Wagen und Fuhrmann und den anderen Gaul mit sich fortriß bis vor das Wirtshaus im Dorfe.

Da lag der Bauer Jackl samt Roß und Wagen in der Kotlacke. Der Wirt stand unter der Hausthür und schrie seinen Knechten: „Helft dem Jackl aus dem Donnerwetter!“ und lachte dazu, daß er den Bauch halten mußte.

„Komm' herein, Vetter!“ rief er endlich dem Bauern zu, „und wasche deinen kotigen Kittel mit Bier ab. Meine Knechte werden dein Fuhrwerk schon nach Hause liefern.“ — Und der Bauer voll Unmut ging in die Wirtsstube, und trank, und fing an zu spielen — und verspielte Silber und Gold, was er aus der Schranne mitgebracht.

„Donnerwetter!“ hob er nun an, und Blitz und Hagel folgten darauf, und noch viele andere

Flüche, daß der Wirt das Kreuz vor seinem Vetter machte, als fürchte er sich vor dem Teufel.

„Ja," schrie der Jackl, „noch einmal Donnerwetter; du magst den Teufel zum Spiel laden; ich bleibe hübsch daheim." — Und als er um Mitternacht nach Hause ging, bedachte er in allem Ernste, daß sein barsches Wesen ihn zum Spiel gebracht, und daß endlich das Spiel ihn an den Bettelstab bringen würde.

Und ehe er einschlief, that er in aller Aufrichtigkeit das Gelübde: „Donnerwetter, ich will gewiß nicht mehr fluchen, und folglich auch nicht mehr spielen."

Das Spielen läßt der Jackl auch wirklich bleiben. Allein das Fluchen, sagt man, habe er sich doch sogleich nicht abgewöhnt. Das ist auch ganz natürlich, weil so tief eingewurzelte Fehler nicht so leicht herauszureißen sind. Darum ist es das vernünftigste, sie nie einwurzeln zu lassen, mit welcher wohlmeinenden Lehre wir das fünfte Kapitel schließen.

Sechstes Kapitel.

Der Stelzpeter.

So standen die Sachen im schwäbischen Dorfe. Und sie standen wirklich nicht schlecht. Jedermann war mit dem Benehmen der Verschworenen zufrieden. Vorzüglich die Eheweiber konnten ihre braven Männer nicht genug loben. Und die böse Käther des geduldigen Schusters Hinze that vor den Leuten am meisten Rühmens über ihren herzallerliebsten Ehemann, den sie zu Hause doch keine Viertelstunde ungeschoren ließ.

Nur ein einziger Einwohner im ganzen Dorfe konnte mit der Enthaltsamkeit seiner Vettern und Nachbarn nicht zufrieden sein; und der war der Wirt. So oft er morgens früh an die Zechtafel schaute, wo er sonst gewöhnlich die bewußten Gäste mit der Kreide ordentlich hatte hernehmen können, mußte er das Sprichwort umkehren und sich denken: „Jetzt kann der Wirt die Rechnung ohne die Gäste machen. Und dann ist offenbar er die betrogene Person."

Das machte dem wackern Manne sehr kummervolle Stunden. Doch tröstete er sich mit der Hoffnung, der gute Vorsatz seiner weiland gewissen

Gäste werde nicht allzulange dauern. Und bis zu einer besseren Zeit müsse er denn in Gottes Namen von dem Gewonnenen leben.

Doch ärgerte es ihn recht tief im Herzen, wenn Sonntags nach der Vesper, zu welcher Zeit sich sonst die Zechstube anfüllte, alle Bänke und Tische leer waren. Und mit einem stillen Fluche, den er vom Bauern Jackl beim Spiel gelernt hatte, schaute er zum halbgeöffneten Fenster hinaus auf den Anger, den die Abendsonne so freundlich beleuchtete, und woher ihm der Wohlduft des abgemähten Grases angenehmer als den Bauern sein rauher Kartoffelbranntwein durch die Nase strich.

Auf dem Anger draußen standen und saßen der Schmied Klaus, der Schneider Hans, der Schuster Hinze, der Maurer Stoffel und der Bauer Jackl, und waren in einem sehr ernsthaften Diskurs begriffen.

Der Schmied Klaus sagte: „Es thut's so auch, meine lieben Nachbarn! Das heißt, man muß eben nicht in das Wirtshaus sitzen und Karten spielen."

Und der moderne Pariser Jean erwiderte: „Meinetwegen, meine Herren! Ich habe nichts dagegen einzuwenden, besonders, da der Wirt nicht zu den feinsten Personen gehört, und einem ehrlichen Manne in aller Grobheit das Geld aus den Taschen zaubert. Da ist es meinetwegen in Paris ganz anders. Dort wissen die Herren Gastgeber den Reisenden mit der höflichsten Schlauheit die größte Rechnung zu machen. So hat man doch meinetwegen eine Artigkeit für sein Geld. Oder meinen Sie meinetwegen . . ."

„Ihr habt recht, Herr Jean!“ fiel der Schuster Hinze dem Pariser Journalisten in die Rede, „nur was uns selbst anbelangt, habe ich sozusagen eine etwas freiere Meinung. An Feiertagen nach dem Abendgottesdienste auf eine Maß Bier im Wirtshause zusammenzukommen, und sich miteinander zu besprechen, wie es sozusagen verträgliche Nachbarn zu thun pflegen — das, meine ich, wäre kein arger Fehler; oder sozusagen gar keiner. Und es handelt sich nur darum, daß wir unserem allseitigen Schwure treu bleiben, dabei keine Karte in die Hand zu nehmen.“

„Ei, ei,“ schüttelte der Maurer Stoffel, der für einen der Gescheitesten galt, den Kopf, „wir sollten mir nichts dir nichts beim alten Vorsatze bleiben. Denn man hat schon Fälle erlebt, die beweisen, daß der Mensch ein gar gebrechlich und zart Ding ist.“

„Das heißt,“ sagte der Schmied Klaus, „daß man im Wirtshaus gar so leicht zum Kartenspiele verführt werden kann. Oder meint ihr nicht so?“

„Donnerwetter!“ schrie der Bauer Jackl, von dem man behauptete, daß er seit ein paar Tagen das Fluchen sich ganz abgewöhnt habe, „Donnerwetter, ich meine, alle haben recht, den pommerischen Schuster ausgenommen. Ich, für meine Person, gehe nun und nimmer in das Wirtshaus, obwohl mir der Vetter Wirt einmal einen recht großen Dienst erwiesen, da er mich durch seine Knechte aus der Kotlacke ziehen ließ, und ich mich bei allem Blitz und Hagel dafür erkenntlich zeigen sollte. Allein ich kenne meine schwache Natur. Und

ginge ich in die Zechstube, dann, Stern und Firmament, säße ich auch gar zu bald am Kartentische."

Die Nachbarn fingen nun an, untereinander zu disputieren. Und Schuster Hinze, der mit seiner festen Meinung allein dastand, und mit Grund zu befürchten hatte, daß er von den übrigen überschrieen werde — denn viele Hunde sind des Hasen Tod — machte den Beschluß, der Disput müsse dem Pater Thomas aus dem Kapuzinerkloster am Weiher zur Entscheidung überlassen werden.

Da bekam die Sache auf einmal eine andere Wendung. Die Männer allesamt schauten zum Birkensteg, über den ein fremder abgedankter Soldat mit einem Stelzfuße polterte. Der Invalide richtete seine Stelze gerade dem Orte zu, wo die achtbaren Männer vom Dorfe beisammen standen und saßen. Und als er bei ihnen war, nahm er den Hut ab, hielt ihn vor und bat in recht demütigem Tone: „Einem alten, bresthaften Soldaten ein Almosen!"

Der Schmied Klaus war der erste, der in die Tasche langte; und indem er einen Silbergroschen in den Hut des Bettlers warf, sagte er: „So viel ich geben kann; das heißt, Gott soll Euch segnen."

Der Bauer Jackl, der so gern neue Kreuzer unter die Gassenbuben streute, war auch nicht faul, und indem er schrie: „Donnerwetter, da habt Ihr auch einen Part!" belud er den Hut des Stelzfußes mit einer ganzen Faust voll kleiner Münzen.

„Meinetwegen sollt Ihr auch was haben!" sagte der Schneider Hans, und that aus Eitelkeit das Gleiche.

Der Schuster Hinze nahm sozusagen seinen Sonntagsbatzen, den ihm nach vielem Gezänke die Frau Käther gnädiglich zu einem Krug Bier beschert, aus der Westentasche hervor, und reichte ihn dem Invaliden recht herzlich gern dar, aber doch dabei sozusagen mit einiger Wehmut, weil ihm nun gar kein Pfennig zu Gebote stand, die Grillen von sechs Werktagen am Sonntage abends sozusagen zu vertrinken. Und daß er dies hätte thun wollen, beweist die feste Meinung, die er erst im Disput geäußert.

„Mir nichts dir nichts!" stotterte der gescheite Maurer Stoffel zwischen den Zähnen hervor, und suchte in allen Taschen, und war in der peinlichsten Verlegenheit. Denn es fand sich bei ihm wirklich gar nichts vor. Er hatte — doch dies sei nur im stillen gesagt, weil kein Mensch im ganzen Dorfe davon wußte und der Erzähler den armen Stoffel auch jetzt noch nicht verraten möchte, obwohl er schon lang im Grabe das große Los gezogen — er hatte wieder einmal, von einem der reisenden Agenten, die wie alle reisenden Genies mit den schmeichelhaftesten Reden ihre Ware an den Mann zu bringen wissen, verzaubert und verlockt, seine ganze Barschaft in die Frankfurter Lotterie gesetzt.

„Ihr müßt schon," sagte er zum Invaliden mit einer Art von ausgedachter Gescheitheit, „Ihr müßt schon mit meinem mitleidigen Gesichte und mit dem Segen: „Gott helf Euch!" zufrieden sein, aus dem wohlwichtigen Grunde, weil ich Euch weiter nichts geben kann. Greift selbst in meine Taschen! Es ist darin mir nichts dir nichts zu finden."

„Thut auch nichts!“ entgegnete der Stelzfuß, mit lächelnder Miene, „Bomben und Granaten ich wäre sehr undankbar, wenn ich nicht mit Euerem guten Willen zufrieden sein wollte.“

Und er hatte recht. Denn der Maurer Stoffel hatte doch das meiste gegeben, weil er alles gegeben hatte, was er hatte. Auch dachte er in demselben Augenblicke bei sich: „Ich werde bald ein reicher Mann durch die Frankfurter Lotterie; dann will ich schon meine Großmut an dem Invaliden mir nichts dir nichts ausüben, daß man davon reden soll.“

Der Stelzfuß bedankte sich gar schön für das empfangene Almosen, und wählte bei seiner Danksagung so triftige Worte, daß es den schlichten Dörflern recht zu Herzen ging. „Bomben und Granaten,“ rief er, „ihr seid brave Leute, weil ihr des armen Mitmenschen nicht vergesset, und die Not eines bresthaften Bruders durch milde Gaben zu lindern strebt. Dafür wolle der liebe Gott euch segnen. Und die Worte des guten Heilandes: Was ihr den Armen thut, das habt ihr mir gethan; geht ein in die Freuden des Himmelreiches! mögen an euch sich erfüllen, was der arme Stelzfuß vom Herzen wünscht. Amen.“

Und hiermit wollte der Invalide sich auf den Weg machen. Allein der Schuster Hinze hatte vor ihm einen solchen Respekt bekommen, daß er zu den anderen sagte: „Ich meine, ihr lieben Nachbarn, der Stelzfuß dort habe einen ziemlich hellen Verstand und viel Erfahrung. Wir könnten ihm unseren vorigen Streit sozusagen zur Be-

urteilung, und wenn uns sein Urteil gefiele, sozusagen zur Entscheidung vorlegen. Meint ihr nicht auch so?"

Der Schneider sagte: „Meinetwegen!"

Der Bauer schrie: „Donnerwetter, ja!"

Der Schmied nickte: „Es ist mir recht, das heißt, wenn es den anderen nicht zuwider ist."

Und der Maurer wollte die Stimmeneinheit nicht stören, indem er bedächtig und sehr gescheit hinzusetzte: „Ich habe mir nichts dir nichts dagegen einzuwenden."

Demnach wurde der Stelzfuß, der sich schon einige zwanzig Schritte weit entfernt hatte, wieder zurückgerufen. Und der Schuster nahm sich das Recht, den Vortrag zu erstatten, weil er als die angegriffene Partei sich betrachtete. So sehr wirkt die Gewohnheit ein. War er ja zu Hause tagtäglich die angegriffene Partei.

Der Invalide hörte ganz bedächtig die Sache an, um die es sich handle, er wog das Dafür und Dawider, wobei er den Hut zehnmal um den Kopf herumdrehte, und erklärte endlich wie folgt: „Es ist ein altes Sprichwort: Alles hat sein Maß und Ziel. Dann lautet ein anderes Sprichwort auch so: Ohne Kampf keine Tugend, also auch kein Verdienst. Das will so viel sagen, meine ehrenwerten Freunde: Bomben und Granaten, es ist löblich und recht, wenn man die Woche einmal nach gutvollbrachter Arbeit, und nachdem man Sonntags in der Kirche dem lieben Herrgott die Ehre gegeben, freundnachbarlich in der Wirtsstube zusammenkommt, sich bei einem frischen

Trunk auf die neue Woche zu stärken. Hiervon soll allerdings das böse Spiel wegbleiben, vorzüglich bei denen, die einen besonderen Hang zum Spielen haben. Allein der gute Vorsatz wird nur durch Kampf gestählt. Zu Hause, wenn man allein am Tische sitzt, kann man das Spielen mit leichter Mühe bleiben lassen. Jedoch kommt man des Jahres einmal in die Stadt, oder wo immer hin, wie man will, und sitzt man nicht fest im Sattel mit seinem guten Vorsatz, und hat man nicht so viel über sich gewonnen, daß man dem Spiele ruhig und gleichgültig zusehen kann — dann übt auch alsbald die Gelegenheit ihre Herrschaft über den schwachen Menschen, und der gute Vorsatz fliegt mit Geld und gutem Gewissen zum Fenster hinaus. — Mein Urteil über euren Streit, ihr lieben Männer, ist demnach kurz und gut folgendes: Bomben und Granaten, ein fröhliches Beisammensein bei mäßigem Trunk, der den Körper stärkt und die Seele erheitert, ist allerdings erlaubt und wird manchmal sogar notwendig. Sitzt zusammen, trinkt und werdet fröhlich bei ehrbarem und nützlichem Diskurs; und zeigt euch als Helden, die ihrem Gelübde treu bleiben, indem sie, dem Teufel zum Trotz und dem lieben Herrgott zur Freude, selbst bei lockender Gelegenheit das Kartenspiel fahren lassen. Das ist meine unmaßgebliche Meinung, ihr Männer, und ich wünsche, daß sie zu einem glücklichen Resultate führe."

Die schlichten Dörfler, den Pariser Jean ausgenommen, wußten zwar nicht, was Resultat be-

deute. Doch waren sie bald untereinander im reinen, daß die Rede des Stelzfußes nicht aus der Luft gegriffen sei.

Der Schuster Hinze war am meisten zufrieden; denn diesmal hatte er als angegriffene Partei den Sieg davongetragen, was zu Hause seit seinem ehelichen Leben noch niemals war der Fall gewesen. Darum verneigte er sich unwillkürlich und von der Zauberrute eines gewaltigen Respekts dazu angetrieben, vor dem Invaliden, und fragte ihn in der devotesten Manier: „Darf man nicht wissen, fremder Herr Soldat, wie Ihr zu solch einer Klugheit in der Rede gekommen? Ihr hättet sozusagen einer Kanzel keine Unehre gemacht.“

Darauf entgegnete der Stelzfuß: „Ach, meine eigene Erfahrung hat mich klug gemacht. Leider aber bin ich erst nach grausamem Unglück, das ich selbst verschuldet, zur Einsicht gekommen. Bomben und Granaten, das Kartenspiel, das verfluchte Kartenspiel ist schuld an meinem Stelzfuße.“

„Ei, ei,“ sagte der Schuster Hinze, und schaute seine Nachbarn an, die mit großen Augen den Invaliden betrachteten. „Ihr müßt,“ fuhr er zu diesem fort, „bei einem Kruge Bier uns sozusagen Euere Lebensgeschichte erzählen. Auf den Grund hin, daß Ihr uns diesen Gefallen erweisen wollet, dürfen wir keck und tapfer in des Wirts Zechstube einziehen. Bei Euerer Erzählung wird uns das Kartenspiel wohl außer Sinn bleiben. Doch, Herr Invalide, Ihr habt uns ja sozusagen Eueren Namen noch nicht kundgethan. Verzeiht meiner Neugier. Es ist sozusagen ein kleiner Fehler von

mir, daß ich die Leute gleich um ihre Namen frage. Und bei Lebensgeschichten, die man von sich selbst erzählt, will man eben doch nicht gern sogleich mit dem Namen herausplatzen. Aber, wie gesagt, es ist sozusagen . . ."

„Thut nichts, thut nichts!" fiel der Invalide dem Schuster ins Wort, „Bomben und Granaten, meinen Namen dürft ihr immerhin wissen. Wenn euch einmal in den Sinn kommen sollte, Karten spielen zu wollen, mögt ihr euch allesamt der wohlgemeinten Warnung des sogenannten Stelzpeters erinnern."

„Also Stelzpeter?" sagten die Nachbarn zu einander, „Stelzpeter! Der muß weit herkommen; denn wir haben noch niemals in unserem Leben einen solchen Namen gehört."

Und sie wanderten mit dem Stelzpeter ganz gemütlich dem Wirtshause zu.

Siebentes Kapitel.

Meister Schlarum.

Wir haben von dem Wirte des Dorfes nur so im Vorbeigehen gehört, und kennen ihn noch viel zu wenig, um über seine zweideutige Person das bestimmte Urteil abgeben zu können, daß er unter allen uns bisher bekannten Personen die schlimmste gewesen.

Der Wirt hieß eigentlich Balthes. Allein durch einen ganz besonderen Umstand war ihm der lächerliche Name Schlarum zugekommen. Er hatte nämlich im Brauch, daß er, wenn er aus seinem großen Humpen trank und diesen nach drei Minuten endlich vom Munde entfernte, die Unterlippe über die Oberlippe dergestalt hinaufzog, daß er gar leicht die Nasenspitze erreichte, und den Schaum des Bieres ablecken konnte, indem er das Wort Schlarum hervorbrummte, das der Ausdruck seines Wohlbehagens sein mußte.

Balthes oder Schlarum war, wiewohl ihn der Pariser Schneider grob gescholten hatte, in seiner schlimmen Art ein feiner Mann. Oder war es unter anderen mehreren Exempeln nicht ein Zeichen der schlimmsten Artigkeit, daß er angeblich für die Gesundheit und Mäßigkeit seiner werten Gäste sorgte,

indem er mit der Kreide an die Zechtafel zwei oder drei Striche mehr machte, als der Gast Gläser Bier getrunken hatte, und diesem in falscher Teilnahme offerierte, es dürfe nun genug sein, wenn derselbe tags darauf nicht an Kopfweh oder Kolik laborieren wolle? Oder, was noch öfter geschah, er diluierte mit klarem Quellwasser den konzentrierten Biergeist in den Fässern, wieder angeblich aus keinem anderen Grunde, als bloß nur dafür zu sorgen, daß das Blut seiner Gäste nicht in Wallungen komme, wie man zu sagen pflegt.

Eine andere schöne Haupttugend des Wirtes war die Eigenschaft, daß er alles bekrittelte, was er auch nicht verstand. Seiner Aussage nach war dies eine seiner besonderen Naturgaben, deren er sehr viele zu haben behauptete. Er schimpfte zum Beispiel über die Sonntagspredigt des frommen Paters Thomas aus dem Kapuzinerkloster am Weiher so derb und ausgelassen, das er alle Recensenten seiner Zeit — und damals war ihr Name Legion — bei weitem übertraf. Allein warum schimpfte er? Weil der Pater gar oft zur Rede brachte: „Du sollst nicht betrügen! Du sollst deinen Nächsten nicht verleumden!“ Und so weiter.

Seine größte Freude hatte er daran, wenn er irgend einem Menschen in Wort oder That etwas Unangenehmes beibringen konnte. Dabei hatte er den Zweck, seine Pfiffigkeit an den Tag zu legen. Am meisten quälte er die Juden, die in der Gegend Schacher trieben. Und gerade er war derjenige, der sie zu bösen Händeln und betrügerischen Umtrieben am notwendigsten brauchte.

Das Sonderbarste an diesem Manne war der Umstand, daß er eine unbezwingliche Furcht vor Gespenstern und Zaubereien hatte, und jedes alte unschuldige Weiblein für eine Hexe ansah. Wenn seine schwarze Kuh im Stalle eine rote Milch gab, welchen Fehler die Tierärzte der Vollblütigkeit des erkrankten Viehes zur Schuld legten, mußte einer von den Zigeunern, die haufenweise durch das Land zogen, oder die alte Trude vom Tannenhofe die arme Milch verzaubert haben. In solchen Fällen sandte Schlarum sogleich ein Fäßchen Bier in das Kloster am Weiher, und ließ den Pater Thomas, dessen Predigten er so gottlos beschimpfte, gar unterthänig bitten, er möge doch .n seinem Viehhause einkehren, und die verhexte Kuh benedizieren. Allein der Pater Thomas war viel zu ehrlich, als daß er durch sein Erscheinen und die damit verbundenen Ceremonien den Aberglauben des Wirts hätte bestärken mögen. Er sandte das Fäßchen Bier sogleich wieder zurück, und kam gewöhnlich erst zwei oder drei Tage nachher unter das Fenster, wo der Balthes bei dem größten Humpen, der in dem Dorfe existierte, sein behagliches Schlarum gähnte; und verwies ihm nicht nur seinen Aberglauben, sondern auch sein verleumderisches Maul, mit dem Schlusse, es wäre besser, wenn er, statt zu schimpfen und solch strafbaren Aberglauben zu hegen, die christlichen Lehren von der Kanzel herab in Zukunft befolgen würde.

Diese Freiheit des Paters beschämte den Meister Schlarum nicht wenig, besonders wenn gerade Gäste in der Stube zugegen waren. Und hatte sich der

Mönch etwa schon dreihundert Schritte vom Wirtshause entfernt, so daß er nichts mehr verstehen konnte, dann hob der Wirt an, den frommen Kapuziner mit allmöglichen Schimpfworten zu titulieren. „Ich will's ihm schon zeigen," schrie er endlich, „und es ist so meine Passion, ihn den Esel reiten zu lassen. Ich gehe heute noch, oder gewiß morgen, zu dem Herrn Oberrichter Federle; der ist mein bester Freund!" Dabei fing er aus zärtlichster Empfindsamkeit zu weinen an: „Ja, ich sag' es euch, ihr lieben Gäste, der ist mein allerbester Freund! Der Böse soll euch holen, wenn es nicht wahr ist; der hat mir schon oft gegen eine silberne Erkenntlichkeit aus großer Verlegenheit geholfen, und drückt herzlich gern ein Auge zu, wenn nach der Polizeistunde in des guten Balthes Zechstube noch ehrenwerte Gäste sich befinden. Diesem, ja diesem erzähl' ich die Grobheit, die mir der Kapuziner angethan; und er wird dem Bußprediger gewiß einen argen Streich spielen. Er kann, wie er sagt, die Pfaffen so nicht leiden, samt ihrem Geschwätz.".

Die Gäste, die solches hörten, und den Pater Thomas seiner Frömmigkeit und seines Eifers in der Seelsorge wegen sehr hoch achteten, erschraken nicht wenig bei dieser frechen Rede des zornigen Schlarum. Allein, weil sie verhindern wollten, daß es ihnen ebenso gehe, entgegneten sie lieber gar nichts, leerten ihre Gläser und entfernten sich in aller Stille. Und das war das Vernünftigste, was sie hatten thun können.

Als ausgelernten Kartenspieler haben wir den Schlarum bereits schon kennen gelernt, und das

Urteil, daß er der schlimmste Mann gewesen und darauf ausgegangen sei, das Dorf zu ruinieren, darf schnurgerade ausgesprochen werden.

So wollen wir denn in der Erzählung der merkwürdigen Geschichte fortfahren mit dem Versprechen, daß man von den nicht viel besseren Eigenschaften seines Weibes später Bericht erstatten wird.

Als der Wirt den Schmied Klaus, den Schneider Hans, den Schuster Hinze, den Maurer Stoffel und den Bauern Jackl mit einem fremden Stelzfuße auf sein Haus zuspazieren sah, nahm er sogleich den großen Humpen zur Hand und darauf zum Munde, und schlürfte, nachdem er im Humpen fast den Kopf verloren, endlich auch noch den Schaum von der Nase mit dem bekannten: „Schlarum! Hab' ich's mir doch gedacht, der Schwur der dummen Nachbarn sei zerbrechlicher als ein gläsernes Bierkrüglein. Da kommen sie wieder alle fünfe, und haben noch einen sechsten dabei, der eben auch nicht aussieht, als habe er zeitlebens die Wasserkur gebraucht. Ihr Ausbleiben soll den Schelmen teuer zu stehen kommen. Es ist so meine Passion, daß ich sie fürs erste Mal tüchtig in die Kreide nehme. Und zudem soll man mir es gar nicht ansehen, als ob ich eine absonderliche Freude empfände, die Schlingel wieder einmal bei mir zu sehen."

Er bewegte sich wirklich nicht von der Stelle, als die Gäste eintraten, und langte nicht einmal an seine grüne Schmierkappe, die einseitig auf seinem großen und gewichtigen Kopfe saß. — Der Schneider Hans stutzte nicht wenig und sagte gleich seinem Nachbar, dem Schuster Hinze, so still ins

Ohr, daß der Wirt bei einiger Aufmerksamkeit es eicht hätte hören können: „Hab' ich es Euch nicht gesagt, Freund? Der Schlarum ist meinetwegen ein Flegel." — „Ihr könnt sozusagen recht haben!" entgegnete der Hinze, und setzte sich mit dem Schneider und den anderen an einen leeren Tisch.

„Hat man auch wieder einmal das Vergnügen, die hohen Herrschaften in der schlechten Wirtsstube zu sehen?" zetterte die Frau Wirtin zur Thür herein, und machte solche Grimassen, daß dem Stelzfuß unwillkürlich das Lachen auskam. Um sich aber nicht schon anfangs die Gunst der Frau Dore — so hieß die Wirtin — leichtsinnig zu verscherzen, bot er ihr in aller Artigkeit eine Prise vom besten Holländer an. Frau Dore konnte nicht umhin, verbindlich zu schmunzeln; denn sie war eine große Freundin vom Tabakschnupfen, was die Gäste oft in den kräftigsten Hennensuppen wahrnehmen mußten. Sie tauchte zwei Fingerspitzen gar zierlich in die Schildkrotdose des Stelzfußes, und beeilte sich, auch ihr Döschen zu präsentieren, womit die diplomatischen Wirren ausgeglichen waren.

Meister Schlarum hatte sich unterdessen an den Wandschrank gemacht, stöberte in demselben eine Zeit lang herum, und brachte nun, ohne zu den Gästen ein Wort zu sagen, weil er noch den Spröden spielen wollte, ein ganz neues Kartenpaket von der feinsten Sorte. Daraus erhellte neuerdings, daß der Schneider Hans ihm unrecht gethan, als er behauptet hatte, der Wirt des Dorfes sei in seiner schlimmen Art kein feiner Mann.

Sonst, wenn die Karten auf dem Tische lagen,

war es nicht selten geschehen, daß die ehrenwerten Gäste sogleich danach gelangt, um so mehr, weil Schlarum, sprichwörtlich gesagt, ihnen das Maul wässerig gemacht, nun werde das Gewinnen einmal an sie kommen. Übrigens war das Gewinnen immerhin auf seiner Seite geblieben. Und die Gäste in ihrer Ehrlichkeit waren niemals zur Einsicht gekommen, daß der Wirt, der sich doch so sehr vor Hexen und Zauberern fürchtete, im Kartenspiel selbst der infamste Hexenmeister sei; oder mit anderen Worten, daß er die Kunst verstand, auf eine so feine Art zu betrügen, daß man es gar nicht merkte. O Schneider Hans, wie hast du dem Schlarum so unrecht gethan, da du ihm alle Feinheit abgesprochen!

Heute aber sahen sich die Männer sehr verlegen an — die Karten auf dem Tische blieben unberührt.

Endlich nahm der Schmied Klaus all seinen Mut zusammen, und sagte gerade heraus: „Ich spiele nicht; das heißt, ich will mein Gelübde nicht brechen."

Und der Schneider Hans sagte: „Meinetwegen lasse ich's auch bleiben."

Und der Schuster Hinze sagte: „Es ist sozusagen das beste, wir lassen die Karten vom Tische wegheben."

Und der Maurer Stoffel sagte: „Ich bin auch der Meinung, weil wir sonst mir nichts dir nichts in Versuchung kommen könnten."

Und der Bauer Jackl sagte: „Donnerwetter und Blitz und Hagel!" Und strich die Karten den

Tisch hinunter, daß sie zerstreut unter den Stuhl- und Menschenfüßen herumlagen.

Da wurde die rote Nase des Meisters Balthes kreideweis vor Zorn und Ärger. Allein er war zu fein, gleich beim ersten Besuch der Gäste seine Wut loszulassen, brummte in seinen Humpen: „Es ist so meine Passion“ — und verschluckte, was nun darauf folgen sollte, in einem lang ausgedehnten Schlarum.

Die Frau Dore nahm ihr Döschen bald so, bald anders in die Hand, schnupfte zehnmal und warf zwanzigmal den Tabak auf ihre Halskrause, während sie manchmal hinter den Ofen sich zurückzog, um ihren Ärger mit kräftigem Kornbranntwein zu vertreiben. Vor den Gästen aber trank sie das klarste Wasser, frisches, gutes, süßes Wasser vom Springbrunnen, der in des Wirtes Hofraum stand. „Denn das Wasser ist gesund,“ sagte sie, „und meine Kinder werden alle beim Wasser aufgezogen.“

Dabei bückte sie sich nieder, und wollte, weil sie eine sehr häusliche Frau war, die Karten aufheben, damit kein Blatt beschmutzt werde. Allein sie hatte das Unglück, daß sie an die Stelze des Invaliden hintaumelte, der sich eines Schmerzensschreies nicht enthalten konnte. „Zum Kuckuck,“ rief er, und hielt sich den kranken Fuß in beiden Händen, „Ihr müßt ein verflucht starkes Wasser haben, weil es Euch in den Kopf kommt, und den ganzen Körper wackeln macht. Bomben und Granaten, das wäre ein Labetrunk für alte Invaliden!“

Frau Dore kicherte; denn es war ein Haupt-

grundsatz ihrer weisen Lebensregeln, sich ja nie eine Verlegenheit anmerken zu lassen, bot deshalb dem Stelzfuß noch eine Prise, und zog sich endlich in den Sorgenstuhl hinter den Ofen zurück, wo sie fortwährend kicherte und mit sich selbst diskurierte, bis endlich ein sanfter Schlaf die Überreste ihrer Sinne umfing, und ihre Nase herab sich senkte auf die mit Tabak reichlich versehene Halskrause.

Ein Bettelbube, der zufällig zugegen war, hatte unterdessen die Karten zusammengeräumt, und sie dem Invaliden gegeben.

Dieser legte sie ruhig auf den Tisch und sagte zu den Gästen: „Laßt das Spiel immerhin vor uns liegen, ihr lieben Männer. Bomben und Granaten, wir wollen einmal vor aller Welt zeigen, daß wir Meister unserer Schwächen sind. Beim heiligen Ritter Georg, der der Schutzpatron aller Soldaten, folglich auch der Invaliden ist, ich habe die unmaßgebliche Meinung gefaßt, wo ein kleiner oder gar kein Kampf vorhanden, da ist der Sieg dem Teufel nichts nütze. Hat nicht Sankt Georg den Drachen gesucht? Das war doch wohl keine kleine Gefahr — und er hat sie überwunden. Es sagt dagegen wohl ein altes Sprichwort: Wer die Gefahr sucht, der kommt darin um. Allein das will verdolmetscht sein und heißt: Wer mit der Gefahr blinde Kuh spielt, der sticht sich an ihren Hörnern die Augen aus. Also nur nicht blindlings, nur nicht unvernünftig hineinrennen. Hier liegt die Gefahr auf dem Tisch; wir sehen sie ja, und können tüchtig gegen sie manövrieren. Und

gerade so oft wir die Gefahr so augenscheinlich vor uns haben, können wir sie herzlich derb verlachen, und bei uns denken: Holla, die bekommt uns nicht in ihre Klauen. Also, ihr Männer, bei allen Schlachten, die ich ehrenvoll mitgemacht, die Bataille ausgenommen, in der ich mein Bein verloren — ihr Männer, wir wollen nicht spielen. Bomben und Granaten, der Stelzpeter wird jetzt seine Geschichte erzählen."

Die Gäste waren's zufrieden und der Wirt war's auch zufrieden, indem er dachte: „Wenn der Stelzfuß aus dem Dorfe ist, will ich die Schlingel schon wieder drankriegen."

Er rückte seinen Stuhl näher an den Zechtisch, indem er sagte: „Es ist so meine Passion, daß ich Geschichten gern höre, besonders wenn vom Scharmützeln die Rede ist. Deswegen will ich dem Vetter Jackl hinsichtlich der Grobheit, die er mir oder meinen Karten, was gleichviel ist, vorhin angethan, durch die Finger sehen."

„Donnerwetter und Blitz" — fuhr der Bauer Jackl auf. Aber der Stelzpeter hielt ihm den Mund zu; ermahnte alle, eins zu trinken, weil es wegen der Aufmerksamkeit während der Erzählung füglich nicht mehr geschehen könne, und fing nun an, indem er die rechte Hand in die Höhe streckte, die Stelze über den gesunden Fuß herumwarf, und alle Neugier für sich forderte, mit dem Ausrufe: „Bomben und Granaten!"

Achtes Kapitel.

Des Stelzpeters Geschichte.

„Ich bin ehrlicher Leute Kind,“ sagte er, „und war zur Zeit, als ich zwölf Jahre zählte, gar ein munterer Knabe. Die alten Weiber im Dorfe, wo ich geboren worden, hatten sogar gemeint, ich sei schlimm gewesen. Auf jeden Fall war in mir eine ordentliche Portion Leichtsinn vorherrschend, was ich zu dieser Stunde selbst einsehe, bekenne und bereue.

Mein Vater hatte schon das Zeitliche gesegnet, da ich kaum vier Jahre alt war. Und meine Mutter, bei der ich einen Batzen galt, wollte mit lauter Güte mich zurechtweisen, um so mehr, da sie bei meinen vortrefflichen Geistesgaben, wie ihr einige Basen und Hausfreunde meinen groben Leichtsinn vorspiegelten, mit der Zeit einen Klostergeistlichen aus mir stempeln wollte. Ich sollte schon von Jugend auf gern in der Kirche verweilen; und deswegen erhob mich der sehr ehrenwerte Herr Pfarrer des Dorfes zu seinem Ministranten mit einem Jahresgehalt von dreihundertundfünfundsechzig Tagen, wenn es kein Schaltjahr war, wessen ich mich nicht mehr so genau zu erinnern

weiß. Bomben und Granaten, was bildete ich mir nicht ein in meinem roten Röcklein und weißen Hemde und noch einen roten Kragen obendrein! Ich sah mit Verachtung auf die anderen Buben des Dorfes herab, und alle mußten mir unterthänig sein. Ich hatte die Schlüssel zum Kirchturm, ich musterte das Glockenhaus; ich war Herr der Karwochratsche, und durfte sogar am Sonnabende der Dienstmagd des Mesners das Kirchenpflaster reinigen helfen.

Allein meine Herrlichkeit hatte bald ein Ende. Das ging nämlich so zu: Bomben und Granaten, ich muß heute noch lachen, wenn ich daran denke, obgleich ich seitdem nicht unterlassen habe, meinen grenzenlosen Leichtsinn aufs bitterlichste zu beweinen. — Eines Morgens bestieg ich den Kirchturm, weil ich zu oberst unter dem Gebälke eine Dohlenbrut wußte. Wirklich war auch zu meiner größten Freude ein junger Vogel flugreif, den ich sogleich aus dem Neste nahm, und zu Hause zu meinem Gesellschafter auferziehen wollte. Horch', da schlug die Glocke zum Gottesdienste. Bomben und Granaten, ich stand noch zu oberst auf dem Turme und sollte in der Kirche unten dem Pfarrer am Altare dienen. Wie ich die Stiegen hinabkam, weiß ich heute noch nicht. Aber das weiß ich, daß man auf mich schon lange wartete und der Mesner brummte. Was nun mit dem Vogel anfangen? Fliegen lassen? Bei dem großen Friedrich von Preußen, um alle Schätze der ganzen Welt nicht. Ich steckte sie, nämlich die junge Dohle, in die hintere Rocktasche, mit der ernsten

Ermahnung, sie möge sich fein ruhig verhalten. Darauf eilte ich in die Sakristei, nahm das Meßbuch in den Arm und klingelte die Messe heraus."

Es ging alles gut. Ich war andächtig, und der Vogel still. Ich betete das Confiteor. Als ich zum mea culpa kam, wollte er sich rühren. Doch, gottlob, es kam das Gloria, das Sanktus — und die Dohle machte keine besonderen Excesse. Nun kam's zur Konsekration. Ich kniete in der Mitte des Altars. Da konnte der Vogel das Klingeln nicht ertragen. Der ganze Rock von hinten kam in Alarm. Die Dohle guckte zur Tasche heraus. Und als der Pfarrer den Kelch aufwandelte, war er, nämlich der Vogel, so frech, mit einem abscheulichen Geschrei sogar davonzufliegen. Meine lieben Männer, ich erzähle euch dies nicht, um heilige Dinge lächerlich zu machen, sondern vielmehr, um zu beweisen, wie der Leichtsinn eines bösen Buben gar oft sein künftiges Mannesglück zernichtet.

Bomben und Granaten, war das eine Revolution in der Kirche! Die französische ist ein Fliederwisch dagegen. Die Dohle schrie, die Buben lachten überlaut; die Männer brummten, und die alten Weiber schlugen die Hände über den Köpfen zusammen. Der Mesner aber konnte sich nicht mehr halten; er ging auf mich los, gab mir ein paar tüchtige Ohrfeigen, die mir heute noch im Kopfe summen, und jagte mich zur Kirchenthüre hinaus. Ob es dem armen Vogel, wie mir, ergangen, oder ob ihm gar damals schon das Los aller Sterblichen zu teil geworden, weiß ich nicht anzugeben.

Natürlicherweise hatte es mit meinem Kirchendienste ein Ende. Bomben und Granaten, was nun anfangen? Doch siehe, mein liebes Mütterlein war nicht verlegen. Sie ließ mich zuerst, wie es recht und billig war, scharf durch die Hechel laufen; gab aber doch den rührenden Gedanken nicht auf, einen Mönch aus mir machen zu wollen.

Ich kam deshalb zu einem benachbarten Klausner, von dem man sagte, daß er superb lateinisch verstand, in den Unterricht. Und dieser Unterricht war vollends mein Untergang. Zwischen der Klause und meiner Mutter Herberge stand ein Wirtshaus. Der Wirt war mein Pate. Und wenn ich von der Schule zurückkam, mußte ich ihm die lateinischen Brocken vorsagen, wofür ich bald ein Kreuzerstück, bald einen Schluck Branntwein bekam.

In dem Wirtshause befanden sich oft Gäste, die Karten spielten. Ich begriff das Ding in kurzer Zeit; und „Herz ist Trumpf" ging mir besser ein, als das trockene lateinische Deklinieren. Der Gevatter meiner Mutter hatte seine Freude dran — und um mich kurz zu fassen, in wenigen Monaten war ich ein so böser Bube, daß ich die Karten leidenschaftlich liebte, und weiter nichts mehr trieb, als das tolle Spiel, während meine arme betrogene Mutter glaubte, ich sei in der Klause schon ein halber Mönch geworden. Hierher taugt das Sprichwort: Wer sich in die Gefahr begiebt, kommt darin um. Bomben und Granaten, ich kannte die Gefahr nicht, rannte blindlings in sie hinein, und wäre in ihr fast umgekommen."

Hier hielt der Stelzpeter inne, und griff nach

dem Bierglas, die Kehle zu befeuchten. Die Gäste schnauften aus, tranken auch, und der Wirt präsentierte sein Schlarum.

Dann erzählte der Invalide weiter: „Ich spielte anfangs mit ledigen Burschen aus meinem Dorfe, die ich weit übersah. Und die etlichen Kreuzerstücke in meiner Sparkasse verwandelten sich bald in so viele harte Thaler. Das machte mich dreist und verwegen. Ich spielte darauf mit Männern, die freilich schlechte Männer waren, sonst hätten sie den elenden Buben davongejagt. Ich spielte endlich mit solchen, die auf das Spiel reisen, wie man zu sagen pflegt — und verlor nicht nur die harten Thaler, sondern auch das letzte Kreuzerstück.

Bomben und Granaten, was nun wieder anfangen? Geld mußt' ich haben, sonst konnt' ich nimmer spielen; spielen mußt' ich, sonst konnt' ich nimmer leben. Der Mutter konnt' ich kein Geld entwenden, weil sie selbst keines hatte. Nun, was meint ihr, was ich that? Ich beging einen Streich, der ein Verbrechen ist. Aber Gott weiß, ich that es nur aus Leichtsinn. Bomben und Granaten, da kann man sehen, wie man vom groben Leichtsinn in einen Abgrund von Lastern verfällt! — Ich hatte schon oft gehört, daß sich mancher arme, schlechte, niederträchtige Teufel durch einen Brandbrief geholfen und zu Geld gekommen. So einen Brief legte ich dem reichsten Bauern im Dorfe vor die Hausthür und meinte in meiner Dummheit, er werde gleich bereit sein, die von mir verlangte Summe auf die bezeichnete Stelle nieder-

zulegen. Der Bauer war gescheiter; er stellte Wachen aus — und mittlerweile murmelte man im Dorfe herum, die Schrift im Briefe habe fast Ähnlichkeit mit der des schelmischen, leichtsinnigen und verdorbenen Peterle.

Da ging mir ein Stich durch das Herz; ich konnte weder schlafen noch essen. Und als man gar davon sprach, man müsse die Sache beim Obergericht anzeigen, macht' ich mich voll Angst und Schrecken in der nächsten Nacht aus dem Staube, indem ich ein Zettelchen auf meinem Bette liegen ließ, worin ich der jammernden Mutter anzeigte, sie solle sich nicht kümmern; ich sei in die Fremde, um ein Handwerk zu lernen.

Bomben und Granaten, was nun wieder anfangen? Da lief ich allein auf der Heerstraße, ohne Pfennig Geld, ohne etwas gelernt zu haben, nur ausgerüstet mit meinen dummen Streichen. Ich schämte mich, in so vorgerücktem Alter zu einem Meister in die Lehre zu treten. Man hätte mich eher für einen Altgesellen halten können. Zwei oder drei Stunden lang, das weiß ich nimmer so genau, beschäftigte ich mich mit verschiedenen Plänen, wie ich mein Auskommen bestreiten werde. Einmal wollt' ich in der Stadt Fourierschütz werden. Allein da fiel mir bei, daß es mir schon im Kirchendienst sehr fatal ergangen. Ein andermal ging ich damit um, bei einer reisenden Schauspielergesellschaft mich anwerben zu lassen; doch da kam mir gerade noch zu Sinne, wie ich einmal als Bube einen Hanswurst durchprügeln sah; denn sein Patron meinte, er habe seine Rolle schlecht ge-

spielt, weil die Zuschauer beim Geldeinsammeln auseinander liefen. Und einen Hanswurst hätte der schlaue Peterle auf jeden Fall machen müssen, also auch Schläge genug bekommen. Zum dritten faßte ich den Plan, vorderhand gar nichts zu werden, und mich reinweg meinem guten Glück oder meinem Unglück, wie man will, zu überlassen. Bei diesem Entschlusse blieb ich fest stehen, und schlenderte die Straße hin, indem ich wohlgemut das: O du mein lieber Augustin, 's Geld ist hin – – und so weiter in die Luft schnurrte.

Und siehe, mein gut Glück, oder mein schlecht Unglück, wie man will, verließ mich nicht. Ich hörte hinter mir einen lustigen Gesellen von meinem Alter, der mich anrief: Wohin, Bruder, laß mich mitkommen, wenn es in die Welt hineingeht.

Ich hatte bald heraus, daß der neue Kamerad mich an Liederlichkeit bei weitem übertraf. Denn, daß ich mich kurz ausdrücke, er war ein Taschenspieler, mit anderen Worten, ein solcher, der das Geld auf ungekehrten Bänken fand. Wir reisten miteinander; denn er brauchte zu seinen Schwänken eine vertraute Person. — War ich vorhin ein Kartenspieler, so wurde ich jetzt ein Taschenspieler. Und als der saubere Kumpan einer zu unverschämten Betrügerei wegen sich eines Tages pfeilschnell davon machen mußte, trieb ich meine Kunst Land ein Land aus für mich allein, und verdiente bei den dummen Bauern, die mit mir Karten spielten, und mit denen ich dagegen Taschen spielte, ein ordentlich oder unordentlich Stück Geld, wie man will. Einmal aber waren die Bauern nicht

so dumm, und das sag' ich zu euerer Rechtfertigung, ihr Männer. Sie begriffen, nachdem ihre Taschen leer waren, daß dies nicht mit rechten Dingen zugegangen, prügelten mich nach allen Dimensionen und übergaben mich der Polizei, wo ich zwar nicht nach allen Dimensionen, aber, was leidiger war, a posteriori abermals durchgeprügelt, und mit dem schlechtesten Attestat fortgejagt wurde.

Bomben und Granaten, was nun wieder anfangen? Taschenspielen konnt' ich nimmer; dazu war der Laufzettel zu verdächtig. Und ich hatte auch wirklich noch so viel Ehrgefühl, daß ich um alle Schätze in der Welt das schlechte Zeugnis keiner ehrlichen Seele vorgezeigt hätte. Da hieß es: Krieg! Krieg! — Und ich ließ mich gegen die Franzosen anwerben.

Kaum war ich als Rekrut so weit hergestellt, daß ich Gewehr schultern und vor meinen Oberen präsentieren konnte — da trommelte man den Wirbel ins Feld, und der Peterle stand im Angesichte des Feindes. Bomben und Granaten, wenn man den Tod so feurig und spitzig vor Augen hat, kommen einem die dummen Streiche, die man gemacht, riesengroß zu Sinnen. Und man bereut seine Sünden recht von ganzem Herzen und verspricht dem lieben Gott ernstliche Besserung. Das kann ich in Wahrheit bezeugen vor aller Welt. Der gute Herrgott hat auch wirklich den Tod des Sünders nicht gewollt. Denn obwohl ich — mein Feldoberster müßte es mir bezeugen, wenn nicht eine Kanonenkugel seinen Kopf zerrissen hätte — obwohl ich jeder Gefahr trotzte, und in dem Maße,

als ich vorher nichts, jetzt ein guter Soldat war, der die Kugeln an seinen Schläfen vorbeisausen hörte, daß einem das Gesicht hätte vergehen mögen — der Tod wollte mich doch nicht haben; und ich kam mit einigen ruhmvollen Blessuren davon, die Stelze ausgenommen, die ich in der schlechtesten Bataille kriegen mußte.

Auf dem Rückzuge vom Kriegsfelde führte mich die Marschroute durch mein elterliches Dorf. Meine Sehnsucht war groß, die verlassene Mutter wieder zu sehen. Ich freute mich, ihr sagen zu können, daß der schlimme Peterle sich gebessert habe. Und wirklich, ich war auch besser geworden. Ich hatte das Kartenspiel samt allen anderen Schwänken verflucht, und nicht nur durch meine persönliche Tapferkeit, sondern auch durch mein redliches Benehmen zum Sergeanten mich erschwungen. Dies alles wollt' ich der Mutter sagen. Allein sie war nicht mehr. Es hieß, der Kummer um den schlimmen Peterle hat sie ins Grab gebracht. Die Leute erkannten mich nimmer, und dachten gar nicht daran, daß ich der schlimme Peterle sei. Und, Bomben und Granaten, ich war froh, daß sie mich nicht erkannten.

Übrigens brachte die Nachricht von dem Tode meiner Mutter eine Schwermut in mein Herz, die den alten Invaliden jetzt noch viele Thränen kostet. Zu nachts ging ich auf den Kirchhof. Ich fand ihr Grab neben dem meines Vaters. Und als ich auf ihrem Grabe stand, war es mir so arg, so arg im Herzen drinnen, daß ich hätte sterben mögen vor Reue und Leid. Ich schrie tausendmal

in die Erde hinein: Verzeihung, o Verzeihung! Und schrie tausendmal zum Himmel hinauf: Verzeihung! Und war fort aus dem Dorfe, ehe der Tag anbrach."

Hier hielt der Stelzpeter wieder inne; aber er trank nicht, sondern trocknete sich ein paar große Thränen vom Schnurrbarte. Und die Nachbarn tranken auch nicht, sondern wischten sich Thränen aus den Augen.

Dann fuhr der Erzähler fort: „Von dieser Zeit an ging es gut vorwärts mit meiner Besserung bis zu der Stunde, da der böse Feind noch einmal in mich gefahren. Bomben und Granaten, was ist der Mensch für ein armselig Ding, wenn er sich auf sich selbst verläßt. Ich meinte, ich sei nun schon frei von aller Gefahr, weil ich über Jahr und Tag keine Karte mehr angesehen. Ich hatte jeden Tisch, wo ein Kartenspiel lag, jeden Schrank, in dem eines stak, vorsichtig geflohen — und lebte nun in dem Hochmut, es könne mir nimmer fehlen.

Da traf ich eines Tages mit einem fremden, vornehmen Herrn zusammen in einem Wirtshause auf der Landstraße. Der hätte zur Kurzweil gar zu gern Karten gespielt — und ich ließ mich verleiten. Ich spielte, und verlor — da regte sich meine Leidenschaft. Ich dachte, oder der böse Feind in mir, wie man will, der reiche Herr könne zwanzig Thaler eher verschmerzen, als ich einen Batzen; und ich nahm zur Taschenspielerei meine Zuflucht, um nicht nur mein verlorenes Geld, sondern auch fremdes dazu zu gewinnen. Der

andere merkte bald, wie das zuging, und nannte mich einen Betrüger, das ich mir nicht wollte gefallen lassen. Es entspann sich ein großer Wortwechsel, der damit endete, daß der Wirt sich dareinlegte, die Partei des Fremden nahm, und mir mit einem Stuhlfuß das Bein zerschmetterte. Ich wurde ins Spital gebracht — und der vornehme Herr reiste davon. Bomben und Granaten, wo hätt' ich mich beschweren können? Mein Gewissen sagte mir nur zu deutlich, daß ich an allem selbst schuld war. In das zerschmetterte Bein kam der Brand. Man mußte es abnehmen, wenn ich am Leben bleiben wollte. Und seitdem trag' ich nun diese Stelze als gerechte Strafe an mir herum, und muß mich von ihr an mein schandvolles Leben erinnern lassen.

Bomben und Granaten, was nun wieder anfangen? Ach, daß ich die Stelze auf dem Schlachtfelde erhalten hätte! Dann wäre sie ehrenvoll gewesen, und jeder brave Mann hätte mein hölzernes Bein respektiert. Nun war ich untauglich zum Soldatendienst. Man gab mir in Betracht meiner Narben, die ich von feindlichen Säbeln erhalten, ein Zehrgeld und die Erlaubnis, den Invalidenrock tragen zu dürfen, und entließ mich mit der wohlgemeinten Ermahnung, ich möge mich künftighin von aller Taschenspielerei oder Betrügerei, wie man will, sehr enthalten, wenn ich nicht noch meinen zweiten Fuß verlieren wollte.

Die wohlgemeinte Ermahnung war fast überflüssig. Bomben und Granaten, wenn man, zum Exempel, dem Wirt hier aus dem Grunde, weil

er die Karten auf den Tisch legt, und die Gäste zum Spiele animiert, die rote Nase aus dem Gesichte zwickte — er würde sich diesen fatalen schmerzhaften Umstand wohl merken, und ließe die Karten im Schranke stecken.

Ich war nun wirklich, ihr lieben Freunde, seit jener traurigen Affaire von meiner Krankheit ganz geheilt; und man denke sich ja nicht, daß es mir ergangen, wie dem Fuchs in der Fabel, mit anderen Worten, daß ich aus Mangel an Geld nicht habe spielen können. Geld habe ich, gottlob, immer so viel, als ich brauche. Denn einem alten Invaliden giebt man vor jeder Hausthür recht gern einen Zehrpfennig und noch mehr, wie ihr braven Männer vor einer Stunde es bewiesen habt. Nein, Mangel war es nicht, sondern ernstliche Besserung, in der mich der liebe Herrgott verharren lassen wolle. Bomben und Granaten, in mein jedesmaliges Morgengebet hab' ich die Stelle eingeschaltet: Bewahre mich, o Gott, vor allem Leide des Leibes und der Seele, besonders aber vor dem von dir und allen braven Menschen verfluchten Karten- und Taschenspiele. Amen."

Hiermit hatte der Stelzpeter seine Erzählung geendet. Die Männer vom Dorfe waren manchmal so ergriffen gewesen, daß von einem jeden ein paar Thränen auf den Zechtisch gefallen waren. Der Wirt aber zog sich mäuschenstill zu seiner sanft schnarchenden Ehehälfte zurück, und überließ sich äußerst ernsthaften Gedanken. Die Leute meinten, er wolle nun wirklich auch mit seiner Besserung den Anfang machen. Allein sie irrten

sehr. Denn es war nur so seine Passion, darüber ernsthaft nachzudenken, auf welche Weise er die guten Eindrücke, die Stelzpeters Erzählung auf die Männer gemacht, je schneller je lieber verwischen könne.

Der Stelzpeter nahm nun seinen Hut, trank aus und verabschiedete sich, um vor Sonnenuntergang das Kapuzinerkloster am Weiher zu erreichen, wo man ihm eine Nachtherberge versprochen hatte. Die Dörfler gingen auch. Und als sie sich voneinander trennten, sagte der Schmied Klaus: „Die Geschichte des Stelzpeters hat viel zu bedeuten, das heißt, ich will mir sie wohl merken."

Der Schneider Hans sagte: „Solche Affairen fallen meinetwegen in Paris, oder anderswo oft vor. Allein ich will meinetwegen auch Nutzen daraus ziehen."

Der Schuster Hinze sagte: „Die Geschichte sollte gedruckt sein, damit alle, die sozusagen auch krank sind, sich daraus ein Heilmittel holten, weil man's doch nicht jedem erzählen kann. Man hat meiner Seel sozusagen schon viel Dümmeres gedruckt."

Der Maurer Stoffel sagte: „Dem Stelzpeter ist es noch ganz leidlich ergangen; denn er ist doch nur um das eine Bein gekommen. Allein es hat schon mancher ob dem Spiel mir nichts dir nichts den Kopf verloren." Und heimlich setzte der Maurer Stoffel noch dazu: „Ich will mir's merken von wegen der Lotterie."

Der Bauer Jackl sagte: „Blitz und Hagel, das ist eine grausamschöne Geschichte. Ich würde mir

die Hauptsache aufschreiben, Stern und Firmament, wenn ich nur in der Schule fleißiger gewesen wäre und das Schreiben gelernt hätte, wie's einem ehrlichen Christenmenschen geziemt. Bei dieser Gelegenheit kann ich mir auch das Fluchen vollends abgewöhnen. Es ist genug, wenn ich künftighin sage: Bomben und Granaten!"

Der Wirt setzte sich, nachdem die Gäste fort waren, zu einem neugefüllten Humpen, indem er sagte: „Es ist so meine Passion!" Und schlürfte noch eine Stunde lang sein behagliches Schlarum.

Neuntes Kapitel.

Der Rekrut.

Dieses Kapitel behandelt die Geschichte auf eine etwas speciellere Weise. Es ist darin die Rede von Schmied Klausens Sohn Michel. Denn dieser hatte nun sein achtzehntes Lebensjahr erreicht, in welchem Alter er zum Militärdienste reif war.

Der geneigte Leser darf keinen Anstoß daran nehmen, daß in der Erzählung ein so gewaltiger Giraffensprung gemacht wird. Von den bereits erzählten Affairen an bis auf den Punkt, wo wir jetzt stehen, war in der Zwischenzeit alles seinen gehörigen Gang gegangen.

Der Schmied Klaus hatte gewaltig darauf losgehammert — und nicht gespielt. Seine Grete war emsig gewesen im Hauswesen, aber auch ängstlich des Michels wegen, dessen Stündlein immer näher heranrückte. Der Schneider Hans hatte sich mit dem Pariser Modejournal aus purer Eitelkeit, damit er hinter seiner ehrsamen Kunst nicht zurückbleibe, mörderisch herumgebalgt — und auch nicht gespielt. Sein Bärbele hatte zwar nicht mehr das schöne Gesichtlein, weil ihr die Erziehung der Kinder viel Kummer machte; allein es war fortan ein gut-

mütiges Weiblein geblieben, das die Pariser Moden ihres Ehemannes herzlich belächelte. — Die böse Käther des Schusters Hinze that die ganze Zeit hindurch keinem Menschen was zuleide, ihren Mann ausgenommen, dem sie hie und da, die guten Lehren und Predigten des Pater Thomas über weibliche Sanftmut unbeachtend, den Absatz des großen Pantoffels zu fühlen gab. Hingegen suchte der geduldige Job den ärgsten Streichen auszuweichen, und war mit den Nachbarn und Vettern an den Feierabenden regelmäßig in das Wirtshaus gegangen; hatte aber, seinem Gelübde getreu, nie ein Kartenspiel in die Hand genommen. Ebenso der Maurer Stoffel mit seiner Lene, die dem Manne in allem unterthänig war; und ebenso der Bauer Jackl, der hie und da ein bißchen dazwischen fluchte, wenn die Ochsen nicht folgen wollten, und die dicke Brigitte, die so gern zur Kirche ging, zu lange auf dem Kirchenwege verweilte, wo sie mit der bösen Käther des geschlagenen Hinze die Leute haufenweise durch ihre spitzigen Hecheln trieb.

Also die Geschworenen hatten ihren Schwur bisher gehalten, und sich als tapfere Helden gezeigt, wiewohl der Stelzpeter, der sie, vom Pater Thomas aufgefordert, einige Zeit bewacht und ihren Hang zum Spiel durch anmutige Erzählungen aus den Kriegsjahren unterdrückt hatte, schon lange fortgewandert war. Denn es lag ihm am Herzen, nieige Sparpfennige für die Siebenzigerjahre im weiten Lande zusammenzustapeln. Der Wirt Schlarum war recht aufgebracht über den Invaliden, weil seine Eindrücke in den Gemütern der Dörfler

noch sichtbar waren; und Frau Dore schwur fest und unabänderlich, daß sie den Stelzfuß in alle Ewigkeit nicht mehr eine Prise aus ihrem Döschen nehmen lasse.

Nachdem wir im Vorübergehen dies bemerkt haben, begeben wir uns wieder zu Schmied Klausens Michel, und lassen den Stelzfuß mitkommen, der gerade vom weiten Lande mit einem Quersäcklein zurückkehrte, und auch so im Vorübergehen bemerkte, daß in dem Hause des Schmiedmeisters etwas Rührendes vor sich gehe.

Er schaute zum Fenster hinein. Grete saß auf einem Kniestühlein, das Gesicht in einer Schürze, die schon ganz naß war von ihren bitteren Thränen. Der Michel stand hinter dem Ofen. Und aus seinem ganzen Wesen konnte man wahrnehmen, daß es ihm nicht weh und nicht wohl war. Dagegen kam es seinen kleinen Geschwistern, die das Schluchzen der Mutter gar nicht begreifen konnten, besonders lustig vor, daß dem Michel ein Säbel an der Seite hing. Vater Klaus lehnte am Tischecke, und gab dem Sohne noch einige gute Lehren mit auf den Weg.

„Oder auf das Pferd, wie man will," sagte der Invalide in der Stille und stolperte, nachdem die Ermahnung zu Ende war, unter die Stubenthür.

„Bomben," schrie er, „und Granaten über die Mütter! Weinen sie sich doch fast die Augen aus, wenn ein so hübsches Bürschlein fort soll. Da sitzt auch wieder eine, die es — Gott verzeih' ihr's — nicht viel besser macht, als andere; gerade, als ob

das Winseln etwas helfen könnte. Bomben und Granaten, das Muß ist ein fataler Gesell, justement wie der Tod; für beide ist kein Kraut gewachsen. Ich habe das schon mancher Mutter gesagt. Allein da heißt es gleich, Ihr seid ein Kieselherz. So weint denn in Gottes Namen fort, arme Frau Grete, solange Ihr wollt. Kommt Zeit, kommt Rat. Am Ende werdet Ihr doch noch recht herzlich lachen, wenn der Michel, dem das Herz am rechten Flecke sitzt, als ein braver Sergeant oder gar als ein hochgeachteter Herr Offizier heimwärts kehrt.

Ja, der Michel hat das Herz am rechten Fleck, oder voll Courage, wie man will. Und warum soll er's nicht haben? Ist es ja doch nicht, als ob es gleich um den Hals ginge, wenn man Soldat ist. Bomben und Granaten, ich bin's ja auch gewesen, habe unserem erlauchten Fürsten, den Gott segnen wolle, manches Jahr treu und tapfer gedient, sechs Bataillen mitgemacht, bei denen man nicht faulenzen durfte, und bin gottlob, immer noch nicht aus der Welt. Und, meinen Stelzfuß abgerechnet, den ich lieber in einer siebenten Bataille, als beim elenden Kartenspiel gekriegt hätte, steh' ich doch bolzgerade da, und bin gesunder und mutiger, als mancher Bauernjunge, der sein Lebtag nicht tiefer in die Welt hineingegangen, als etwa ins nächste Städtlein auf den Ochsenmarkt, und der sein Lebtag in keinem Handgefecht gewesen, als etwa am Kirmesabend beim Meister Schlarum.

Bomben und Granaten, nicht jeder kann

Schultheiß sein im Dorfe, das versteht sich; und der Fürst braucht Soldaten, das versteht sich auch; und ein braver Soldat ist so gut aller Ehren wert, als jeder andere brave Kerl, er sei Graf oder Bauer; das versteht sich zum drittenmal. Den Grundsatz hab' ich mir einmal fest in den Kopf hineingesetzt, so wahr ich Stelzpeter bin, und will mit ihm leben und sterben. Oder wer kann sagen, daß es nicht verdienstlicher ist, zur Zeit der Gefahr sein Blut und Leben für sein Vaterland und seinen Fürsten zu wagen, als daheim zu sitzen, Zeitungen zu lesen, wie sie sich draußen auf dem Schlachtfelde herumboxen, vor Angst an Leib und Seele zu zittern und endlich gar mir und dir nichts hinterm Ofen elendiglich dahinzusterben? Ich habe über diesen Punkt den Pater Thomas schon ein paarmal gefragt — und er gab mir jedesmal recht.

Bomben und Granaten, Michel, nur guten Mutes! Und — doch, was platz' ich heraus? Die arme Grete wird noch untröstlicher — in des Himmels Namen Michel, trifft's dich, daß du dran mußt — nun, so denke, der liebe Herrgott hat es so gewollt. Früher oder später, wir kommen doch alle nach. Fort müssen wir alle; ob an einem Fieber oder an einem Säbelhieb, ob unter Gottes freiem Himmel oder im Flaumbett, ob unter dem Schluchzen der Unsrigen oder unter dem Donner der Kanonen — das ist, beim Licht betrachtet, und am Ende, doch eins. Die letzte Kriegsposaune, die dem ewigen Frieden voraustönt, wird ihre Beute schon wieder zusammenfinden. Sei's denn, Michel, nimm's dir nicht schwer und denke: Der

alte Stelzpeter hat mir's vorausgesagt. Winke im Geiste den Deinigen zu Hause ein recht herzlich Lebewohl zu; dem lieben Herrgott aber befiehl deine Seele. Dann wird's bald und leicht gestorben sein.

Kommst du aber glücklich davon, Michel, und kehrst du heim zur Friedenszeit — Bomben und Granaten, dann — Viktoria. Und schreitest du daher als ein schöner Mann, mit ein paar tüchtigen Schrammen im Gesichte, die dich noch schöner machen; und hat dir das Glück geschmeichelt, daß du einen goldenen Strich am Kragen und goldene Münzen im Beutel trägst — dann gieb acht, Michel, wie die Leute im Dorfe dich angucken werden, bis dich endlich einer erkennt und schreit: Heilige Maria, das ist Schmied Klausens Michele! — Und dann, deine Mutter, wie sie herbei eilen und kaum ihren Augen trauen wird; und wie sie endlich ihre Verlegenheit bezwingt, und dir in die Arme fällt, und unter Thränen, die freilich ganz anderer Natur sind, als die heutigen, voll Verwunderung und Freude ausruft: Grüß' dich Gott, grüß' dich tausendmal Gott, liebes Michele!

Dann erst, wenn du Sonntags abends in das Wirtshaus kommst — Bomben und Granaten, da werden die Bauern Respekt vor dir haben, und dich freundlich „Herr" nennen. Und wenn du erst vollends auspackst, was du in der Welt gesehen und mitgemacht — da sitzen sie so andächtig um dich herum, andächtiger, als wenn der Pater Thomas die schönste Predigt hält; und reißen Ohren, Augen und Mäuler auf und wollen fast jedes

Wort verschlucken, das man ihnen von Sengen und Brennen, von Stehlen und Plündern, vom Schießen und Hauen vorschwatzt. Das hab' ich alles selber erfahren, Bursch! Und wie oft hab' ich nicht lachen müssen, wenn ich die siebente, wollt' ich sagen, die sechste Bataille, die ich mitgemacht, den einfältigen Bauern erzählte. Sie fuhren gleich immer nach ihren Köpfen, wenn ich darauf kam, wie ich drei feindlichen Musketieren nacheinander die Köpfe spaltete, daß mein Hauptmann, der's sah, mir zurief: Bravo, Peterle!"

Hier mußte der Invalide seine Rede schließen. Denn die letzten Sätze hatten ihn so in Ekstase gebracht, daß er kaum mehr zu Atem kommen konnte. Er trocknete den Schweiß von seiner Stirne, während der Schmied Klaus und Mutter Grete den Michel segneten, und dieser von seinen jüngeren Geschwistern Abschied nahm.

Der Schimmel des Bauern Jackl, der den Rekruten in die Stadt bringen sollte, stand gesattelt im Hofraum. Und von allen Seiten kamen Dorfleute herbei, die Schmieds Michel noch einmal sehen wollten.

Endlich mußte es doch sein. Klaus drückte ihm ein Beutelein in die Hand und sagte: „Hier hast du ein bißchen Geld, damit du dir nach schwerem Exerzieren hie und da bei einem Kriege Bier gütlich thun kannst. Aber, lieber Michel, folge meinem guten Rat! Verbrauche mir das Geld, bewahre dich Gott, ja nicht bei den Karten. Und überhaupt laß jedes Spiel fahren; es ist nichts nütze und führt zu Leidenschaften. Du darfst's mir glauben;



J. Leudner inv. & sc.

Eigenthum u. Verlag von G. J. Manz in Regensburg.

ich bin hierin ein erfahrener Mann. Und hiermit Gott befohlen."

Der Michel saß auf dem Schimmel — es war nicht das erste Mal. Denn er hatte von Jugend auf des Bauers Jackl sechs Rosse täglich in die Schwemme geritten. Und darum lobten ihn die Leute und sagten, er sitze so fest, als ob er mit dem Roß zusammengewachsen wäre.

„Bomben und Granaten," schrie der Stelzpeter, „Michele, nur gut's Muts! Treue Gott und dem Fürsten, Gehorsam deinen Oberen, Eintracht mit deinen Kameraden, und noch obendrein eine tüchtige Portion Courage — und es muß gut gehen. Und somit geleite dich Gott!"

Und der Michel samt dem Schimmel war verschwunden. Grete schluchzte noch in der Stube. Der Schmied ging an die Arbeit. Und der Stelzpeter verabschiedete sich mit einem „Bomben und Granaten", und stolperte von wegen des Sparpfennigs für das hohe Alter wieder auf den Weg in das weite Land.

Zweite Abteilung.

Zehntes Kapitel.

Eine neue Erscheinung, und nicht die allerbeste.

Im Dorfe ging es wie zuvor. Es hatte keine andere Veränderung erlitten, als daß der Michel nimmer da war.

Nach ein paar Jahren aber wurde seine Person durch eine andere ersetzt, mit der man sattsam hätte zufrieden sein dürfen, wenn sie nur keinen Schaden des Leibes und der Seele unter die Leute gestreut hätte. Allein mit ihrem Erscheinen schwand allmählich alle Zufriedenheit aus dem Dorfe; und es schien, als sei der böse Feind der unsichtbare Geleitsmann der schlimmen Person gewesen.

Wir wollen den geneigten Leser auf die unheimliche Bekanntschaft dieser schlimmen Person vorbereiten aus der menschenfreundlichen Absicht, einer Überraschung vorzubeugen, die den kräftigsten Mann aus der Fassung, oder aus dem Sattel, wie man will, heben mußte, hätte der Stelzfuß gesagt.

Also zur Sache. Die Ältesten im Dorfe hatten es erlebt, wußten es noch, und erzählten es

hie und da, es habe einmal ein Weibsbild, das allermindestens einer Zigeunerin gleich gesehen, bei einem Bauern in der Scheune übernachtet. Und morgens früh, als die Knechte zur Fütterung in den Stall kamen, sahen sie statt des Weibes einen sechs- bis siebenjährigen Knaben auf der Streu liegen in festem Schlafe. Die Burschen erschraken, weil sie in ihrem Aberglauben meinten, das Weib habe sich in einen Buben verwandelt und rannten, was sie konnten, in die Stube, dem Bauern den Spektakel anzuzeigen.

Allein das klärte sich allsogleich auf, da man den Buben aus dem Schlafe weckte. Er heulte und tobte, als er das Weib nicht mehr sah, und ballte die Fäuste und schrie: „Du schlechte Mutter, ich will dich schlagen, wenn ich dich kriege.“ Und hierauf erzählte er im höchsten Zorn, daß ihm die Mutter schon gestern entlaufen, daß er aber ihre Fußtritte erkannt und sie in der Scheune aufgefunden habe. „Sie wollte meiner schon lange los sein,“ setzte er hinzu, „weil sie fürchtet, daß ich ihr über die Haare hinauswachse.“

Man sah nun gleich mit Schrecken ein, was der Bube für eine Erziehung erhalten. Die saubere Geschichte lief pfeilschnell im ganzen Dorfe herum, und alt und jung versammelte sich um den siebenjährigen Zigeuner. Man stellte noch allerlei Fragen an ihn. Allein er wußte nichts von einem Vater; er wußte überhaupt gar nichts, als den Spitznamen seiner Mutter und seinen eigenen. Seine Mutter hieß Schäfergaudenz; und in betreff seiner selbst bekannte er unter hämischem Lachen, man

habe ihm seiner schelmischen Streiche wegen den Namen Dorfschelm aufgebracht.

Also Schäfergaudenz und Dorfschelm — das waren den Bauern ganz erschreckliche Spitzfindigkeiten. Der Schultheiß ließ wohl augenblicklich Steckbriefe im Lande herumlaufen, um den Geburtsort des Findlings oder die Schäfergaudenz auszukundschaften, daß sie ihren Buben abhole. Allein es wollte sich weder eine Heimat herausfinden lassen, noch ist von jener verdächtigen Weibsperson bis auf den heutigen Tag ein Haar entdeckt worden.

Demnach hatte das Dorf die traurige Last auf sich, den Dorfschelm zu erziehen, und ihm dereinst ein Unterkommen zu verschaffen. Der Bauer, in dessen Scheune er gefunden worden, nahm ihn als Stallbube an, wahrhaftig aus purer christlicher Barmherzigkeit; denn es rührte ihn des Dorfschelms arme Seele. Allein der Bube that nicht gut; er führte wirklich mit Recht und im wahren Sinne des Wortes seinen spitzbübischen Namen. Zu Hause, auf der Gasse, in der Schule und in der Kirche bewies er sich als ein ausgesuchter Schlingel, an dem weder gute Wörtchen, noch ernsthafte Ermahnungen, noch Rute und Peitsche was ausrichten konnten. Kurz, es war an ihm Chrisam und Tauf' verloren, wie man zu sagen pflegt.

Eines Tages aber war er nun endlich auf und davon gegangen; und es fehlte gleichzeitig des Bauern alter Rappe, woraus die Leute schlossen, daß er sogar davon geritten sein müsse. Kein Mensch wußte, wohin er sich geflüchtet und man

konnte ihn nicht ausfindig machen; oder richtiger gesagt, jedermann war von Herzen froh, daß er sich aus dem Staube gemacht, besonders der Bauer, der viel lieber seinen steifen Gaul vermißte, als daß er den Dorfschelm nur noch einige Wochen hätte behalten sollen.

Die Leute hatten den Findling schon lang vergessen. Denn es verging ein Jahr ums andere, und man hörte kein Wort mehr von ihm. Viele meinten, er sei auf eine ungeschickte Weise zu Grunde gegangen, und betete für ihn aus christlicher Liebe ein Vaterunser um Gottes Gnade und Barmherzigkeit.

Wer hätte sich auch einbilden können, daß all die Neuigkeiten, die der Schneider Hans, der die Zeitungen der Parisermoden wegen fleißig durchblätterte, seinen Nachbarn am Zechtische vorlas — auf den ehemaligen Dorfschelm sich bezogen?

Einmal hieß es: In dem und dem Dorfe hielt sich ein fremder Mann auf, der als ein Wunderdoktor unter dem Namen: Schweizer, herumreist, und die kranken Leute durch Quacksalberei zu Tode kuriert. Er hat ein einzig Pülverchen, womit er jede Krankheit vertreiben zu können vorgiebt. Die wohlweise Landesregierung hat das Volk ernstlich gewarnt, den Betrüger, der sich für seine Kunst übermäßig zahlen läßt, vorsichtig zu meiden. Allein die Dummheit und der Aberglaube haben die Warnung nicht geachtet, obwohl man viel Gutes von der Aufklärung erwartete, von der man sagte, daß sie unter dem Volke herrsche. Der Schultheiß des Dorfes bekam daher von oben herab die Weisung, den Doktor Schweizer einzuziehen, abzu-

prügeln und davonzujagen; was endlich auch geschehen ist."

Ein andermal hieß es: „Da und dort hat sich ein Taschenspieler, mit Namens Ahasverus Zipperlein, sehen lassen, der den Leuten das Hirn aus dem Kopfe pumpt, viele andere Kunststücke macht, und vorzüglich das Geld aus ihren Taschen zaubert. Wer den Aufenthalt des Betrügers anzugeben weiß, erhält eine Belohnung von dreißig Dukaten; jedoch soll es auf einem Jahrmarkt geschehen, weil man den Kerl auf den Pranger stellen möchte."

Ein drittes Mal hieß es: „Ein Schatzgräber, Namens Harpax, wandelt im Finstern umher, aus dem natürlichen Grunde, weil er bei Tage nichts ausrichten kann. Er hat einen dummen Mann, dem er vorspiegelte, daß er ihm einen Schatz heben wolle, um tausend Gulden betrogen, und ist mit dem Gelde davon gefahren. Dem einfältigen Mann ist's zwar recht geschehen, weil man ihm sogar von obrigkeitlicher Seite aus schon oft seines Aberglaubens und Schachersinnes wegen scharfe Verweise erteilt hat. Jedoch fiat Justitia; es muß Gerechtigkeit herrschen im Lande. Darum ersucht man alle Kordonisten und Landjäger, ihr möglichstes dazu beizutragen, daß man den schlauen Fuchs in die Falle und von da in das Zuchthaus kriege."

Solche Zeitungsnachrichten hatte der Schneider Hans haufenweise seinen Nachbarn vorgelesen. Und niemand wußte, daß der Doktor Schweizer, und der Taschenspieler Ahasverus und der Schatzgräber Harpax ein und dieselbe Person, und zwar der weiland spitzfindige Dorfschelm gewesen. — Sie

hätten ihn ja schon längst unter den Toten gesucht.

Also wieder zur Geschichte, worinnen wir erfahren, wie die schlimme Person in das Dorf gekommen. Höret ihr freundlichen Leser und staunet!

Eines Abends fuhr eine große Kutsche vor dem Wirtshause an. Zwei prächtige Schimmel waren vorgespannt. Auf dem Bock neben dem Kutscher saß ein Affe, beide in reichgestickter Livree. Meister Schlarum sprang sogleich aus dem Hause, die hohe Herrschaft zu empfangen und berechnete schon im Geiste, wie er einen so seltenen Fuchs in die Falle bringen könne. Als er den Kutschenschlag öffnete, flogen alsbald ein paar Papageien auf seine Schultern, und rissen ihm die grüne Schmierkappe vom Kopfe, die er aus lauter Höflichkeit herabzunehmen vergessen hatte.

Ein vornehmer Herr im dunkelblauen Fracke mit goldenen Knöpfen stieg, unterstützt von den bereitwilligen Fäusten des Wirtes, aus der Kutsche; und wurde von der ehrenwerten Frau Dore mit einem tiefen Knix, den der hohe Gast mit einem lächelnden Kopfnicken erwiderte, sogleich angesprochen: „Ich habe die Ehre, Euer Gnaden in „Numero Eins“ zu führen.“

Seine Gnaden waren's zufrieden und hatten ein großes Wohlgefallen, als sich nach wenigen Minuten jung und alt vom Dorfe vor dem Wirtshause versammelte, und die Bauern die Köpfe ineinandersteckten und murmelten, wer doch der fremde Herr sein müsse, der sich in das erbärmliche Dorf verirrt. „Donnerwetter,“ fluchte der Bauer Jackl seiner

Brigitt ins Ohr, „sonst laßt sich bei uns das ganze Jahr hindurch keine höhere Person sehen, als der Knecht vom Diener des Stadtrichters, um die Biertaxe an die Thür der Wirtsstube anzunageln, oder das blinde Annamile unbarmherzig heimzutransportieren, wenn es am Wege die Barmherzigkeit der Vorübergehenden anspricht.“

Die Bauern mußten, ohne ihre Neugier befriedigt zu haben, wieder nach Hause gehen. Allein der Wirt, der in solchen Fällen nicht ruhte, bis er's heraus hatte, erfuhr noch dieselbe Nacht, welchen großen Herrn er in dem Fremden zu verehren habe.

Das ging aber so zu. Unter dem Abendessen, da Meister Schlarum den feinen Gesellschafter spielte, kam die Rede auf die Leute im Dorfe. Und er klagte dem Herrn seine Not, daß die zechfähigen Männer untereinander das Gelübde gethan, selten das Wirtshaus zu besuchen, und gar nie ein Kartenspiel anzurühren. „Dieser Umstand,“ sagte er, „ist in Hinsicht meiner Erträgnisse ein sehr fataler. Allein unter uns gesagt, ich habe mich schon früher dafür entschädigt. Euer Gnaden sind vielleicht auch ein Freund von angenehmer Unterhaltung durchs Kartenspiel?“

Der vornehme Gast nickte bejahend. Und Meister Schlarum fuhr vertraulicher fort: „Es ist so meine Passion, daß ich in diesen schlechten Zeiten, wo der gewöhnliche Verdienst gering ausfällt, zu einem außergewöhnlichen meine Zuflucht nehme. Das heißt, ich spiele Karten mit einigen wohlberechneten Kunstgriffen. Euer Gnaden verstehen mich schon. Ha, ha, ha! Und da war es so meine Passion,

den Schmied Klaus mit Konsorten ein bißchen hinters Licht zu führen. Euer Gnaden können daraus ersehen, daß ich eine gute Portion Verstand neben meinem Haarbeutel trage. Ha, ha, ha! — Wenn ich nur die Hasenfüße wieder öfter herein in mein Haus und zu dem Kartentische hinkriegen könnte!"

In dem Augenblicke schrieen die Papageien, die auf dem Tische neben ihrem Herrn schon lange auf den Rest des Abendessens warteten, ganz verdrießlich: „Dorfschelm, gieb! Gieb, Dorfschelm!"

Meister Schlarum riß große Augen auf, und dachte sich, daß er diesen sonderbaren Namen schon früher einmal gehört habe; und plötzlich kam ihm der Zigeunerbube zu Sinne, der sein Schulkamerad gewesen und dessen Jugendgeschichte der alte Schultheiß des Dorfes, Gott hab' ihn selig, bei einem Kruge Bier wohl zwanzigmal und zwar mit aller Umständlichkeit erzählt hatte.

Der vornehme Herr schlug ein abscheuliches Gelächter auf, erhob sich am Tische, und bot dem Wirt die Hand, indem er sagte: „Ja, ja, ich bin schon der, für den Ihr mich haltet. Wir waren ein paar recht schlimme Buben, der schelmische Zigeuner, und des Wirts leichtsinniger Balthes. Apropos, lebt der Bauer auch noch, dem ich den alten Rappen davon geritten?"

Meister Schlarum winkte mit der Hand seitwärts, zum Zeichen, er liege schon lang auf dem Kirchhofe, habe aber noch auf dem Sterbebette gesagt, lieber sei ihm der alte Rappe verloren gegangen, als daß er den Dorfschelm hätte großziehen sollen.

Und der Wirt und Dorfschelm lachten so

ausgelassen, daß Frau Dore, der das frische Brunnenwasser schon wieder dumme Streiche gespielt, zur Thüre hereinstolperte, um sich zu erkundigen, was es denn Lächerliches gäbe.

Dabei präsentierte sie dem hohen Gast ihr silbernes Döschen, ließ es aber, als dieser zugreifen wollte, zu Boden fallen, daß der Holländer zerstreut herumlag, woran auch wieder das Brunnenwasser schuld war. Der Wirt benützte diesen Augenblick, die unberufene Zeugin einer noblen Bekanntschaft zu entfernen, und schob die teure Ehehälfte zur Thür hinaus, mit der zärtlichen Weisung: „Laß dir was Süßes träumen, Herzkäfer!"

Nun waren die beiden Schelme — denn der Wirt hatte wahrlich des abwesenden Zigeuners Stelle redlich vertreten — nun waren sie allein, und konnten ihre Herzen in schlimmer Weise gegenseitig ausleeren, wie man zu sagen pflegt.

Der Zigeuner fing an: „Ich habe mich, wie du siehst, alter Schulkamerad, gerade nicht elend durch die Welt geschlagen, allerlei gelernt und getrieben, das mir Gold der Menge und Größe nach in die Taschen gebracht. Zwar lief es nicht immer ohne Arrest, Prügel oder gar Lebensgefahr ab; allein das geniert einen großen Geist so wenig, als der Vorwurf des Gewissens, daß die Art und Weise, wie man zu Ansehen und Reichtum gekommen, die unrechte sei. Ich könnte dir, vortrefflicher Spießgeselle eine Menge von Abenteuern hererzählen. Allein ich thu' es nicht, teils weil du schon manches wirst in den Zeitungsblättern gelesen, teils weil wir Wichtigeres zu besprechen

haben. Ich will dir nämlich die liebwerten Gäste wieder an den Spieltisch zaubern."

Wem war das lieber, als dem Meister Schlarum? Er umarmte seinen Freund und weinte Freudenthränen an seinem Halse. „O du kostbarer Dorfschelm," rief er, „welch ein Glück ist meinem Hause widerfahren, daß du darin Einkehr genommen? Es ist aber auch so meine Passion, daß ich dich traktiere, wie einen Grafen, wenn die Silbergroschen des Schmieds, des Schneiders, des Schusters, des Maurers und des Bauers wieder in meinen Sack fallen."

Sie besprachen sich nun einige Stunden lang in aller Wichtigkeit, vorzüglich, daß der Dorfschelm unerkannt bleiben müsse, weswegen die verräterischen Papageien so schnell als möglich vom Halse geschafft werden sollten, schwuren zusammen zu Betrug und Taschenspielerei, und verpflichteten sich endlich gegenseitig, den Gewinn redlich zu teilen.

In dem Augenblicke aber that es einen furchtbaren Schlag in der Nebenkammer — und Meister Schlarum zitterte und schrie: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!"

Der Dorfschelm aber lachte, nahm das Licht und fand, daß die Frau Dore aus dem Bett gefallen. Was doch das Wasser vom Brunnen des Wirts für sonderbare Wirkungen hatte!

Meister Schlarum war froh, daß es nichts Ärgeres war, und sagte dem Schulkameraden gute Nacht. Da schrie der Kuckuck an der Hausuhr die zwölfte Stunde.

Elftes Kapitel.

Mausfallen.

Es führt dieser Abschnitt in der schwäbischen Dorfgeschichte einen sonderbaren Namen, jedoch mit Recht, wie wir gleich hören werden.

Der Wirt war in aller Frühe aufgestanden, und trug die Neuigkeit unter den Leuten herum: „Respekt oder in Arrest! Ich beherberge einen landesherrlichen Straßenbaukommissär. Der hochedle Herr hat den Auftrag, die Vizinalwege zu inspizieren, weil die Bauern nicht daran wollen, die Passage so herzustellen, daß man das arme Vieh nicht zu Tode plagen muß.“

Und siehe da, die Dörfler bekamen wirklich Respekt. Der Schultheiß ließ augenblicklich zum Gemeinderat einsagen. Und nach einer Stunde waren alle Wägen, Pferde und Kühe des Dorfes in Bewegung, um Straßenmaterial herbeizuschaffen. Und die Leute eilten hinaus mit Hacken und Schaufeln und arbeiteten drauf los, als stände hinter einem jeden der gestrenge Herr Kommissär mit dem spanischen Rohre. Meister Schlarum hatte so seine Passion, vom Fenster aus beim großen Humpen die Leute zu bekritteln und zu vexieren; und freute sich

noch mehr, da der Pariserschneider, dem die Schaufel gar nicht anstehen wollte, sich nicht enthalten konnte, seinen Unmut laut werden zu lassen, indem dieser ihm zurief: „Es ist doch nicht gang und gäbe, daß der Herr Kommissär bei dem Wirt eine Ausnahme macht; du könntest meinetwegen auch an die Straße, statt den Humpen zu heben, du naseweiser, wollt' ich sagen, naseroter Schlarum, du!"

Der Dorfschelm aber sagte in der Stille zum Wirt: „Bruder, da hast du einen dummen Streich gemacht. So kriegen wir die Leute mein Lebtag nicht an den Spieltisch. Wir müssen was Besseres treiben. Ich habe schon meinen Plan gefaßt."

Und er gab Befehl, daß man die nobleren Dorfbewohner nach Hause lasse und nur das Gesindel an der Arbeit behalte. Dann ließ er seine Schimmel in die Schmiede reiten, und dem Meister Klaus sagen, er solle ja all seine Kunst im Beschläge aufwenden, kost' es, was es wolle. — Der Schneider Hans wurde bestellt, dem vornehmen Herrn einen Rock vom feinsten Tuche anzumessen. Dem Schuster Hinze wurde der Auftrag erteilt, dem Herrn Kommissär ein Paar Halbstiefeln auf pommerische Weise zuzuschneiden. Der Maurer Stoffel mußte stante pede das größte Zimmer im Wirtshause fein ausmalen. Er hatte diese Kunst in Frankfurt erlernt, wo er das falsche Los gewonnen. „Nur recht sauber gemacht," sagte der Wirt. „Mein hoher Gast will längere Zeit hier verbleiben; nur recht superb; der Herr wird es selbst bezahlen; und darum ist es so meine Passion, dich zu ermahnen, Stoffel, daß du die schönsten

Farben verwendest, sie mögen kosten, was sie wollen." — Der Bauer Jackl durfte seinen dreijährigen Fuchsen vorreiten; der vornehme Gast brauchte ein Reitpferd; der Fuchs war ihm angemessen und der Handel zum Vorteil des Jackls ausgefallen. — Dies waren die Mausfallen, mit denen das elfte Kapitel überschrieben ist. Und wie sich die Mäuse fangen ließen, wollen wir nun auch hören.

Der Dorfschelm bestellte die Leute alle zusammen auf einen Abend in das Wirtshaus; dort wolle er sie ausbezahlen. Es ist ganz vernünftig, daß sich die Männer einfanden. Und da konnten sie denn die Herablassung des Herrn Kommissärs nicht genug rühmen. Über alles aber priesen sie die Promptheit in der Bezahlung, und ließen sich die Mahnung des Wirtes gern gefallen, daß sie nicht sogleich davon rennen dürften, ohne ein paar Schoppen Wein zu trinken, und dem Herrn, der die schlichte Unterhaltung liebe, Gesellschaft zu leisten.

Sie setzten sich also, weil es der gestrenge Herr so haben wollte, an den Tisch, auf dem auch schon die Karten lagen. Der Meister Klaus stutzte, weil er die Gefahr und seine Schwäche kannte. Die anderen, von ihrem Erwerbe geblendet, dachten nicht so fleißig daran, was einst der Stelzfuß gepredigt.

Der Dorfschelm erzählte allerlei lustige Schwänke, wobei der Schneider Hans das Kompliment ihm machte. „Ich bin lange Zeit in Paris gewesen, aber ich habe nie einen so charmanten Herrn gesehen, der das gemeine Volk meinetwegen so mithin kommen läßt." — Endlich nahm der charmante Herr im Gespräche, wie von ungefähr, die Karten

in die Hand, indem er sagte: „Wollen wir doch sehen, ob ihr brave Weiber habt, die an euch denken. Hier mische einer die Karten! He, Bauer Jackl, ihr seid der rechte. Was gilt's, euer Weib hat euch vergessen? Ich ziehe ein Blatt — und wenn's ein Herzblatt ist, habt ihr's gewonnen!“

Der Bauer, dem der Wein schon in den Kopf gestiegen, ließ sich's nicht zweimal schaffen. „Donnerwetter,“ schrie er, „und Blitz und Hagel, es soll einen Thaler gelten, mein Weib denkt an mich! Noch einen Thaler weiter auf die dicke Brigitt!“

Der Dorfschelm setzte drauf, und zog — ein Herzblatt. Und der Jackl schob die vier harten Thaler ein, und prahlte und pries sein Weib unter lauter Donnerwetter, daß es ekelhaft wurde. Einer war also schon in die Falle gegangen.

Der zweite, der ihm folgte, war der moderne Pariser Schneider, indem er sagte: „Es gilt meinetwegen auch!“

Den Maurer Stoffel zog's ebenfalls hin, wie an einem Zauberschnürlein. „Hier steht mir nichts dir nichts ein Guldenstück!“

Dann dachte der Schuster Hinze. „Aus Neugier nur muß ich's versuchen. Das wäre sozusagen ein Wunder, wenn die böse Käther an mich dächte.“ — Er setzte aber, weil er seiner Sache nicht so gewiß war, nur ein Groschenstück.

Da mußte der Schmied Klaus, der sich am längsten geweigert, endlich auch nachgeben. Und weil sein Grundsatz war: „Was man thut, soll man recht thun!“ fuhr er gleich tapfer in die Tasche, das heißt, er setzte zwei harte Thaler wie der Bauer Jackl.

Der Dorfschelm zog einem jeden ein Herzblatt. „Wahrhaftig,“ sagte er, „ihr müßt brave Weiber haben!“ Und die Männer bildeten sich nicht wenig ein, und waren recht zufrieden. Nur der Schuster Hinze war nicht zufrieden, sondern kratzte sich hinter den Ohren, und bereute es sehr, daß er nur einen Silbergroschen drauf gesetzt. „Ich hätte den Augenblick,“ sagte er, „benützen sollen; denn die Zeit kann lange ausbleiben, da meine Käther sozusagen zärtlich an mich denkt.“

Der fremde Herr Kommissär machte nun noch verschiedene andere Schwänke, mit denen er die Mäuse, die er gefangen, immer tiefer in die Falle zog. Sie hatten das Gelübde, das sie gethan, schon reinweg vergessen, und wetteten aufs neue, und gewannen aufs neue, und ließen sich endlich zu einem förmlichen Kartenspiel bewegen, wobei sie nur die Bedingung setzten, daß der Wirt, der sie schon so oft ausgeschmiert, nicht mitspielen dürfe.

Die Taschen mit Geld, den Kopf mit Wein, das Gemüt mit Leidenschaft und das Gewissen mit Unruhe schwer beladen, wankten sie nach Mitternacht zu ihren Weibern heim, denen zulieb sie das Gelübde gebrochen zu haben meinten.

Der Dorfschelm aber machte hinter ihnen eine lange Nase, und sagte zum Wirt: „Laß gehen, Bruder! Das Geld kriegen wir in kurzem wieder; und obendrein muß ich das Hufbeschläge, den feinen Rock, die pommerischen Halbstiefel, das gemalte Zimmer und den jungen Fuchsen umsonst haben, oder ich will mein Lebtag nicht der Dorfschelm gewesen sein.“

Zwölftes Kapitel.

Schon wieder ins Wirtshaus.

Tags darauf, als schon die Feierabendstunde geschlagen hatte, trat der Schuster Hinze zu dem Schmiedmeister Klaus in die Werkstätte, wo noch der Blasbalg ordentlich in Bewegung gesetzt war. Der Hinze meinte, sein Nachbar solle jetzt den Blasbalg ruhen lassen, und sozusagen sich selbst in Bewegung setzen auf den Weg nach dem Wirtshause.

„Lieber Nachbar," sagte der Hinze, „ich bin sozusagen notgezwungen, das Spiel von gestern heute fortzusetzen. Als ich nämlich vergangene Nacht heimkam, und meinem Weibe erzählte, daß ich auf ihre Person einen Silbergroschen gewonnen, brach sozusagen das Feuer aus unter dem Dache. Die böse Käther schalt mich einen abscheulichen Mann, daß ich so wenig Kredit auf sie habe, und daß die anderen so viel auf ihre Weiber gewonnen hätten. Und weiß der liebe Gott, ich habe sozusagen die beste Absicht dabei gehabt — ich wollte nur nicht viel Geld verspielen. Sie warf mir heute im Zorn vier Thaler hin, die ich auf ihre Person setzen sollte. Und hätt' ich nicht ja gesagt, und auf der Stelle den Knieriem weggeworfen, so wäre noch sozusagen der Pantoffel — du weißt

schon, Nachbar, was ich damit gemeint haben will. So sei so gut, Nachbar, und stelle du sozusagen meinen Begleiter vor."

Der Schmied ließ den Blasbalg ausschnaufen und erwiderte: „Das will ich thun, Meister Hinze, das heißt, ich werde nicht spielen."

„Meinetwegen bin ich auch dabei," sagte der Schneider Hans, der inzwischen um das Eck der Werkstätte herumgekommen war.

Hinze und Hans gingen einstweilen voran, weil der Schmied doch nicht mit rußigem Gesicht vor dem vornehmen Herrn erscheinen wollte. In der Wohnstube sagte die gute Grete zu ihrem Manne: „Mein lieber Klaus, du wirst doch nicht spielen? Weißt du, wie du den Michel gewarnt hast, als er von uns weggegangen?"

„Was fällt dir ein, närrisches Weib?" erwiderte der Klaus. Allein es war gut, daß er den Ruß noch im Gesicht hatte. Denn die Lüge machte ihn über und über rot, daß die brave Grete gleich gewußt hätte, wie sie daran sei. Dem Schmied aber war's nicht wohl, als er davon ging; und der Kuß, den ihm das treue Weib mit einem Blick voll liebender Warnung noch gegeben, hätte ihm fast eine Thräne entlockt. Mäuschenstill wackelte er neben dem Schuster und Schneider daher, so daß diese ihn fragten: „Fehlt dir was, Nachbar?"

Unterdem waren sie an Jackls Haus gekommen, aus dem ihnen ein Donnerwetter, samt Blitz und Hagel entgegenrollte. „Der Jörg," zankte die dicke Brigitt, „braucht eine Sonntagsjacke, und du sauberer Jackl, gehst am Werktag ins Wirtshaus,

das Geld zu verthun. Was nützt mich mein Beten und Fasten, wenn du in Völlerei dahinlebst, wie das unvernünftige Vieh?" Der Jackl ging hin und hielt seinem Weibe den Mund zu. „Alle Firmament," schrie er, „was geht das die Weiber an? Wie du nur so undankbar sein kannst! Hab' ich erst gestern auf deine dicke Person gesetzt, und zwei Thaler gewonnen. Und jedermann sagt, was die Brigitt für ein prächtiges Weib sei."

„Ist das wahr, Jackl?" entgegnete die Bäuerin. „So laß mich nur gehen, und drücke mir nicht die Hand so fest auf meinen weichen Mund. Du weißt ja, daß ich es nicht so arg meine. Also das hat man gesagt? Lügst du mich nicht an, Jackl? So geh' in Gottes Namen! Ich will den Rosenkranz auch für dich beten. Aber bleibe nicht gar zu lange aus. Die Knechte gehen auch nicht heim, wenn sie wissen, daß der Bauer über die Zeit aus dem Hause ist."

Der Jackl steckte eine Pfeife ins Gesicht, und ging von dannen, den Wohlduft des Veilchenkanasters vor sich her schickend. Die Horcher, zu denen er sich gesellte, gaben ihm verschiedene Spottreden, worüber er jedoch nur herzlich lachen mußte.

Als sie in dem Wirtshause ankamen, saß der Maurer Stoffel schon hinter dem Spieltisch. Er hatte sich ein Privatvergnügen daraus gemacht, noch ein Zimmer, und zwar ebenfalls auf Kosten des fremden Herrn, wunderschön auszumalen. Eigentlich aber soll ihn Meister Schlarum dazu aufgefordert haben. Er wollte nun den Feierabend bei einem Kruge Bier verbringen, und freute sich nicht

wenig, als er seine Freunde und Nachbarn so mir nichts dir nichts dazukommen sah.

Der Herr Kommissär war noch nicht da; wieder eine wohl berechnete Schlauheit. Endlich erschien er, grüßte die Gäste gar freundlich, sagte aber, daß er, von Arbeit überhäuft, sich nur ein Viertelstündchen in der Zechstube aufhalten könne.

Wie sollte es nun der Schuster Hinze anfangen, um seine vier harten Thaler anzubringen? Endlich stotterte er hervor: „Ich meine, wir sollten dem gnädigen Herrn sozusagen sein Geld wieder zurückgeben. Hier stehen vier Thaler auf die böse Käther!“

Der Dorfschelm fing zu lachen an. „Nun denn,“ sagte er, und griff nach den Karten. „Allein nur eilig, damit ich keine Zeit versäume.“ Diesmal zog der Schuster selbst — und zwar wieder Herzblatt, und freute sich dergestalt, daß er in die Höhe hüpfte. „O, gottlob,“ jubelte er, „nun werd' ich bei der bösen Käther sozusagen auch noch gute Tage bekommen!“

Von dem Gewinn, den Hinze gemacht, angelockt, fingen auch die anderen an zu setzen und zu gewinnen, daß es eine Freude war. Der vornehme Herr machte sich gar nichts draus, und bedauerte nur, daß ihn ein notwendig Geschäft auf sein Zimmer abrufe

Nachdem er wirklich weggegangen war, fingen die Gäste an, ihn mit allen möglichen Lobsprüchen zu erheben. Sie tranken ein Glas Wein auf seine Gesundheit, und betäubten sich auf diese Weise, damit sie, von neuer Leidenschaft getrieben, um

so blinder, wie der Stelzpeter gesagt hatte, in die Gefahr hineinrennen konnten. Endlich schrieen sie: „Wir müssen noch einmal spielen mit dem ehrenwerten Herrn. Wir wollen nicht als Filze vor ihm erscheinen, die davon laufen, wenn sie einem anderen das Geld abgespielt.“ Und der Wirt schlich in der Stille hinaus, den listigen Dorfschelm davon in Kenntnis zu setzen.

Ungefähr nach einer Stunde ließ sich dieser wieder in der Wirtsstube sehen. Er spielte — und nun wendete sich das Blättchen. Bis gegen Mitternacht hatten Klaus, Hans, Hinze, Stoffel und Jackl zusammen nicht mehr so viel Münze, daß sie die Zeche hätten bezahlen können.

Der gnädige Herr trug ein recht herzliches Bedauern mit den Betrogenen, und vertröstete sie auf ein andermal, wo ihnen das Glück wieder günstiger sein werde.

Sie spielten ein andermal, und verloren mehr als anfangs; und so ging's fort und fort, daß es ein Elend war. Je mehr sie verspielten, desto heftiger wurde die Leidenschaft. Sie hatten Tag und Nacht nur das Spiel im Kopfe. Bei jedem ging das Hauswesen den Krebsgang. Der Fremde mußte ein Zauberer sein, der es ihnen angethan, wie man zu sagen pflegt. Denn sie konnten keinen Tag vorüberlassen, ohne nicht das Wirtshaus zu besuchen und den Spieltisch zu besetzen. Wie auch die Weiber baten und zankten, wie auch die Kinder weinten und jammerten — alles war vergebens. — Das Dorf hatte moralischen Schiffbruch gelitten.

Dreizehntes Kapitel.

Eine gute, allein nicht die beste Wirkung einer Strafpredigt.

Als der Pater Thomas dieses Leidwesen sehen und fühlen mußte, ging es ihm ungemein tief zu Herzen. Denn es war ihm die Seelsorge des Dorfes anvertraut. Tausendmal wandelte er am Klosterweiher auf und nieder, und zog ebenso oftmal in Erwägung, was er beginnen solle, um die Männer, die noch vor kurzem brav und solid zu nennen waren, von der tödlichen Pest ihrer Leidenschaft zu heilen. Verschiedene Arzneimittel zog er sich durch den Kopf, allein es wollte keines Stich halten, bis er endlich ausrief: „Gottlob, jetzt hab' ich's gefunden!“

Das war aber ein sehr desperates Mittel, oder vielmehr, es war das meistversprechendste Mittel, zu dem Pater Thomas in der Desperation greifen zu müssen glaubte.

„Ich habe schon oft gehört,“ sagte er zu sich selbst, „und eben so oft gelesen, daß der berühmte Prediger in Wien, der Pater Abraham a Sankta Klara, die Leute, nachdem er sie oft unter vier Augen vergebens gewarnt hatte, öffentlich in der

Predigt so genau bezeichnete, daß sie jedermann erkennen könnte — und dies Mittel soll die heilsamste Wirkung gehabt haben. Das will ich versuchen, so Gott mir gnädigsein wolle. Es streitet zwar gegen die Regeln der Humanität, die die Regierungen aller Länder so wohlweise und menschenfreundlich eingeführt haben. Humanität — es ist wahr, eine schöne und rührende Sache ist es um die Hnmanität; und man will damit nur die guten Sitten der Unterthanen und das Vertrauen zu ihren Obrigkeiten bezwecken. Allein eben deswegen sollten die Unterthanen sich auch dankbar erweisen, und durch ein anständiges und rechtliches Betragen zeigen, daß sie der Humanität, die man ihnen angedeihen läßt, würdig seien. Weil aber eben in diesem Falle dies nicht der Fall ist, so kann ich es unmöglich übers Herz bringen, die meiner Seelsorge Anvertrauten aus lauter Humanität an Seel' und Leib zu Grunde gehen zu lassen. Sirach hat gar ordentlich von der Zuchtrute diskuriert. Ein guter Freund von mir, auch ein Pater Kapuziner, hat sie einmal an einem ungeratenen Novizen angewendet, und er ist dadurch gebessert worden. Also probatum est — es ist ihm gelungen; und so kann es auch mir gelingen, wenn ich bei den verdorbenen Männern die Zuchtrute der Strafpredigt anwende. Gott im Himmel weiß es, ich thu' es ja nur aus purer Humanität, die in dem guten Willen und in dem großen Eifer besteht, die Kranken kurieren zu wollen."

Also der Pater Thomas hatte einen ernsten

Entschluß gefaßt, und schon nächsten Sonntag sollte er auf der Kanzel ausgeführt werden.

Man könnte leicht fragen wollen, warum der eifrige Seelsorger nicht eher ein anderes Heilmittel probiert, zum Exempel, die Männer im stillen gewarnt, oder endlich die schlimme Sache dem Herrn Oberrichter Federle zur Abstellung und Bestrafung angezeigt habe. Allein darauf können wir mit Fug und Wahrheit erwidern: Das ist mehrmal geschehen, jedoch ohne Erfolg; das zweite wollte der Pater gar nicht versuchen, weil er wußte, daß es nicht nur ohne Erfolg wäre, wenn er es thäte, sondern daß er auch noch obendrein nach Noten ausgepfiffen und verlacht würde, wie man zu sagen pflegt. Meister Schlarum hatte wirklich die Wahrheit gesprochen, da er einmal sagte: „Der Herr Oberrichter kann die Pfaffen nicht leiden samt ihrem Geschwätz.“

Herr Federle war leider ein Mann ohne Religion. Er hatte sich wohl in früher Jugend als ein recht braves Studentlein gezeigt, und seine vielen Talente — das muß man ihm nachsagen — durch einen unermüdeten Fleiß zu entwickeln gesucht, daß er auch jetzt noch in Hinsicht der Kenntnisse alles Lob verdiente. Allein, als er an die Hochschule kam — merkt ihr es euch, ihr jungen Studenten, wimmelte es ihm auf einmal im Kopfe von Grundsätzen und Schlüssen einer sonderbaren Lebensphilosophie. Jetzt wich der fromme Glaube, der ihm zu Hause von Vater und Mutter war eingeprägt worden. Er gab sich dem Trunke und Leichtsinne hin; und wenn er auch untertags die

Kollegien fleißig besuchte, so war er doch nachts in der Gesellschaft seiner Kameraden der ausgelassenste Bursch, der in den Abgrund aller Jugendfehler mit einer vorsätzlichen Freude hineinrannte, als wandelte er in die Friedensauen des himmlischen Paradieses.

Seine Eltern hatten gemeint, er solle ein Pfarrer werden; nun aber, er wollte nicht, weil er keine Neigung hatte. Und hierin that er ganz recht. Denn man hat Beispiele von Exempeln, daß fast jedesmal was Schlimmeres herauskommt, wenn man, vorzüglich in diesem Punkte, gegen seine Neigung handelt. Allein, daß der junge Herr bei jeder Gelegenheit über Religion und alle, die der Religion ergeben waren, ein häßliches Gespötte erhob, daß er mit dreister Unverschämtheit zu leugnen wagte, was nicht nur fester Glaube, sondern selbst gesunde Vernunft annahm — das war eine Schlechtigkeit ohnegleichen, die der liebe Gott nur seiner Blindheit zu schulden legen wolle. Es war ohnehin gerade damals die schlimme Zeit, daß die noble Welt sich über alle Religion mit Gelächter hinwegsetzte, während der Pöbel in den Fesseln des niedrigsten Aberglaubens gefangen lag. Vielleicht trug die französische Revolution, oder was diese vorbereitete, die größte Schuld daran. Sei dem, wie ihm wolle — wir loben Gott, daß es nun anders und besser ist. Es befinden sich allenthalben jetzt in den Gotteshäusern für die sogenannte noble Welt Betstühle genug, wo sich der Herr Oberrichter Federle gewiß nie hätte sehen lassen, ja, worüber er sogar ein vornehmes Gelächter erhoben hätte.

Der Sonntag kam. Der Pastor bestieg die Kanzel — und der Schmied Klaus, der Schneider Hans, der Schuster Hinze, der Maurer Stoffel und der Bauer Jackl gingen wirklich beschämt nach Hause. Für den Augenblick hatte die Strafpredigt, die jedermann leicht auf die tagtäglichen Gäste des Meisters Schlarum beziehen konnte, ihre kostbare Frucht getragen. Sie gaben sich auf dem Heimwege die Hände darauf, daß sie nicht mehr spielen wollten. Doch meinten sie, zu einem Krug Bier abends im Wirtshause zusammenzukommen, sei ihnen nicht untersagt, folglich auch nicht schädlich.

Der Dorfschelm, der unter der Predigt bei dem Wirt zu Hause geblieben war, wo beide allerlei Griffe und Kniffe zu neuen Betrügereien erdachten, wußte also nicht, was vorgefallen, und begrüßte die abends eintretenden Gäste sogleich mit der Mausfalle: „Heute muß ich den lieben Männern wieder zurückgeben, was ich letzter Tage von ihnen gewonnen.“

Meister Schlarum verstand das Schlagwort, und präsentierte in aller Höflichkeit ein neues Kartenspiel. Allein diesmal wollten die Männer nicht in die Falle gehen; denn es klingelte ihnen die Strafpredigt des eifrigen Paters noch allzulaut in den Ohren.

„Was wollen wir aber nun anfangen?“ fragte der Schmied Klaus. „Das heißt, es ist doch gar zu langweilig, wenn man nichts zu thun hat, als hie und da sein Pfeifchen zu stopfen, und den Bierkrug in die Hand zu nehmen.“

„Donnerwetter!“ schrie der Bauer Jackl. „Wir

können n'mal eins singen. Blitz und Hagel, hat mein Großähnle schon gesagt, bei lustigem Gesang vergehen einem Zeit, Sorge und Unmut."

„Er hatte mir nichts dir nichts recht," entgegnete der Maurer Stoffel. „Allein, das wird dem Kapuziner auch nicht recht sein."

„Warum denn nicht?" meinte der Schuster Hinze. „Er hat ja schon selbst einmal gesagt, daß ein ordentlich Lied sozusagen das menschliche Herz erheitere."

„Also singen wir meinetwegen!" sagte der Schneider Hans, und stimmte das Lied an:

„Ich lobe mir die Schneiderschere,
Die schneidet doch das Tuch nur ab;
Thut keinem was an seiner Ehre
Bis in das kühle Grab."

Und der Schuster antwortete dem Schneider:

„Der Knieriem ist nicht zu verschmähen;
Er bringt dem Mann sein hübsches Brot;
Nur darf er nicht den Buckel blähen —
Sonst hat es schlimme Not."

Und der Schmied sang dem Maurer gegenüber:

„Ein schweres Handzeug ist der Hammer,
Den unsereins regieren thut —
Doch schmeckt die Ruh' in stiller Kammer
Dem Müden noch so gut."

Und der Maurer entgegnete:

„Laß ich das Senkblei niederschweben
An hoher Mauer lang und schwer;
Dann denk' ich mir: Wenn nur mein Leben
So schnurgerade wär'!"

Und endlich kam der Bauer mit seinem Liedchen und ließ sich gar anmutig hören:

„Ein Sämann ist kein übler Namen.
Der Herre Christ zeigt's klar und rein;
Er streute selbst den guten Samen
In manches Herz hinein!"

Zuletzt sangen sie alle Fünfe miteinander:

„Ein jedes Handwerk sei's was immer
Für eines, steht dem Manne an,
Wenn er vergißt sein Lebtag nimmer:
Nur allzeit brav gethan!"

Der Gesang hatte wirklich einen ganz frohen, heiteren und reineren Sinn in die Herzen der Gäste hineingebracht; und man hätte froh sein dürfen, wenn es so geblieben wäre. Allein der gnädige Herr Dorfschelm konnte sich nicht enthalten, das altmodische Spießbürgerlied, wie er es betitelte, zu belächeln, und sein Bedauern auszudrücken, wie leid es ihm thue, daß er jetzt ganz besonders fühlen müsse, in welchem gemeinen Dorfe er Geschäfte halber seinen Aufenthalt zu nehmen gezwungen worden. „Allein," fügte er hinzu, „ich werde mich so sehr als möglich beeilen, den langweiligen Ort verlassen zu dürfen."

Die Nachbarn stutzten hierüber nicht wenig, um so mehr, da Meister Schlarum ihnen in die Ohren raunte: „Ihr habt den gnädigen Herrn durch euer einfältiges Lied abscheulich beleidigt!"

„Nun, nun," sagte der Schmied Klaus, „der Herr Kommissär soll's nur nicht so übel nehmen. Wir wollen gewiß nicht mehr singen, sondern

künftighin allerlerlei Unterhaltliches diskurieren, das heißt, lauter solche Sachen, woran er sich selbst ergötzen mag."

Das geschah denn auch wirklich. Und der Dorfschelm und der Wirt lachten, daß ihre Bäuche wackelten, als die Gäste die Schwachheiten ihrer Weiber enthüllten, die Jugendstreiche ihrer Kinder unter der Benennung witziger Einfälle u. s. w. erzählten, und alle Lebende, Verstorbene und Sterbende der ganzen Nachbarschaft dermaßen verleumdeten, daß es einem ehrlichen Zuhörer eiskalt über den Rücken laufen mußte. Ach, armer Pater Thomas, was hast du verschuldet, daß du lauter Böcke hüten mußt? — Das verderbliche Spiel hast du hinweggepredigt — und die Leute sind in einen noch gröberen Fehler versunken!

Allein der eifrige Kapuziner verzagte nicht — er wollte sich selbst überzeugen von dem schlimmen Treiben seiner geistigen Pfleglinge und ging eines Abends aus, die Böcke in Schafe zu verwandeln, und die verirrten Schafe heimzuholen.

Vierzehntes Kapitel.

Es geht noch immer schlimmer.

An demselben Abend saßen die Männer wieder beisammen im Wirtshause. Ihr Gespräch war folgendes.

„Habt ihr schon gehört, Nachbarn," fing der Schmied Klaus an — der Herr Kommissär war nicht in der Stube, sonst hätte er ihn vor allen anderen tituliert — „habt ihr schon gehört, daß der Bader Schmierum mit Tod abgegangen? Er war gar ein feiner Vetter; Gott wolle ihm gnädig sein! Das heißt, wenn der nicht in der Hölle sitzt — so hat's mit uns noch gute Zeit. Ich will mich nicht rühmen, allein gegen den bin ich ein wahrer Engel. Nun wird ihm sein ungerechter Reichtum wie glühende Kohlen auf den Händen brennen."

„Hast recht, Nachbar Klaus," fiel der Schneider Hans dem Schmied in die Rede. „Ist das nicht eine Schurkerei, wenn er dem Patienten in den hitzigsten Fiebern meinetwegen ein Graswurzel-Tränklein gegeben und sich's für russischen Bisam hat zahlen lassen? Übrigens kommen in Paris solche Affairen meinetwegen häufig vor. Da ist's keine Kunst, reich zu werden."

„Dies ließ ich noch angehen," sagte der gescheite Maurer Stoffel. „Damit hat er doch in Hinsicht der ärztlichen Behandlung keinen Schaden angerichtet, und man hätte ihn sollen jedesmal königlich bezahlen, so oft er respektive so ehrlich gehandelt. Allein was soll man dazu sagen, wenn es wahr ist, was man murmelt, daß er ein Mittellein verkaufte, durch dessen Anwendung mir nichts dir nichts ein Menschenleben drauf gegangen?"

„Donnerwetter," schrie der Bauer Jackl, „der Gevatter Schmied hat recht. Alle Element, gegen den Bader Schmierum sind wir noch ganze Leute."

Darauf erwiderte der Schuster Hinze: „Diese Geschichten gehören alle sozusagen ins alte Eisen. Dort wollen wir sie auch liegen lassen, weil es ohnehin nicht in der Ordnung ist, daß man über Verstorbene viel räsonniert. Ich weiß eine ganz andere Neuigkeit. Meine Käther, die nun selbst besonderer Ursachen wegen das Leder zu den grünen Pantoffeln in der Stadt eingekauft, hat die traurige Neuigkeit mitgebracht, der Herr Oberrichter Federle sei beim Spazierritte, als er einen alten blinden Mann zu Boden rannte, vom Pferde gestürzt und sozusagen nun mausetot. In der Stadt soll darüber viel geredet werden. Allein was geht das sozusagen uns an?"

„Ei ei, das wäre," seufzten untereinander die Nachbarn und Vettern bei Hinzes schlimmer Neuigkeit. „Ei, ei, das wäre! Gott bewahre uns vor einem schnellen und unversehenen Tode!"

Und es überlief sie eiskalt, und ihre Gesichter wurden ellenlang. Nur der Meister Schlarum

spielte den Großgeist, indem er lachte und schrie: „Man hat sich noch ganz andere Dinge erzählt. Der Bader Schmierum, sagt man, sei einem andächtigen, alten Weiblein erschienen, und habe gesagt, er komme gerade aus der Hölle. Seit der verstorbene Oberrichter Federle drin sei, könne es kein ordentlicher Schelm mehr aushalten. Selbst die Teufel beklagten sich und möchten gern ausziehen, wenn es nur einigermaßen schicklich wäre. Es ist so meine Passion, daß ich das Ding nicht glaube. Allein, ich muß die Wahrheit sagen, obwohl der Verstorbene mein intimster Freund war, Gott habe ihn selig, den armen Federle! Das muß ich sagen, von wegen der Religion nahm er's federleicht, und darunter hat auch die Rechtlichkeit manchmal Schaden gelitten. Ach, du lieber Heiland von Herrgottsruh, das höllische Feuer wird ihm arg zusetzen!"

„Natterngezücht!" tönte eine furchtbare Baßstimme von der Gasse her; und ein starker, schwarzbrauner Arm langte durch das halbgeöffnete Fenster herein, und erreichte die Schmierkappe samt dem Haarbeutel des Meisters Schlarum, der totenblaß in die Höhe fuhr, und dann bald ohnmächtig zu Boden sank, indem er noch stotterte: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!"

Die Vettern und Nachbarn waren ihm nachgesunken, und zitterten und meinten schon, ihr armselig Stündlein habe geschlagen. Der eine betete: „Herr, sei mir elendem Sünder gnädig!" Der andere stammelte Reu' und Leid; der dritte rief in der Angst zu den vierzehn Nothelfern; der

vierte, der sich im Fallen den Fuß übertreten, wollte den heiligen Rochus haben, der ihm das Bein kuriere, und wußte gar nicht, daß er im Schrecken den Fuß seines Nebenmannes, des modernen Schneiders, so entsetzlich drücke, daß dieser sich nicht enthalten konnte, auch aus purer Verwirrung ihm eine Ohrfeige zu geben, indem er ihm zurief: „Zum Henker, das ist ja meinetwegen mein Bein!“ — Unterdessen hatte sich Meister Schlarum insoweit wieder erholt, daß er nun knieend, zitternd und mit aufgehobenen Händen aus vollem Halse in einem fort schreien konnte: „Alle guten Geister!“

Der Pater Kapuziner schaute zum Fenster herein. Sein ehrwürdig Gesicht mit dem langen, grauen Barte zeigte einen entsetzlichen Ernst. „Natterngezücht!“ wiederholte er. „Wer hat euch gezeigt, wie ihr dem bevorstehenden Zorne entfliehen könnt? Die Axt ist schon an die Bäume gelegt. Wer weiß, ob es euch nicht auch ergehen werde, wie denen, über die ihr so lieblose Urteile fället? Was sind das für Reden, die ihr untereinander führet? Haben die Jünger des Herrn auf dem Wege nach Emmaus auch solches Zeug gesprochen? Mit nichten, sag' ich euch; sonst wäre der gute Heiland so wenig unter ihnen gewesen, als er jetzt unter euch zu finden ist. — Oder meint ihr, wenn er noch auf Erden wandelte, und in dem Augenblicke zu euch hereinträte, wie er einst zu den zwölf Aposteln durch die verschlossene Thür hineingekommen — meint ihr, er würde euch anreden mit dem himmlischen Gruße: „Der Friede sei mit

euch!?" Mit nichten, sag' ich euch! Eine Geißel hätte er in seiner Hand, und würde euch davon jagen, wie er einst die Käufer und Verkäufer aus dem Hause seines Vaters gepeitscht hat. Er würde euch davonjagen, obgleich ihr euch nur in einem schlechten Wirtshause befindet, wo der Wirt der ärgste Schelm, Verleumder und Betrüger ist. Denn ihr verschachert die Ehre und den guten Namen euerer Nebenmenschen, welche respektable und subtile Dinge man an keinem Orte feilbieten darf. Also so weit ist es mit euch gekommen? Weil ihr nicht mehr Karten spielt, thut ihr viel Ärgeres? — Und meint ihr damit den Himmel zu verdienen? Mit nichten, sag' ich euch! Ihr werdet, wenn ihr euch nicht bessert, nach dem Ausspruche des Heilandes dahin geworfen, wo Heulen und Zähneknirschen sein wird, wohin ihr andere so unchristlich verdammt habt. Dann ist das Sprichwort wahr geworden: Man hat den Stiel umgekehrt. Amen."

Nach dieser Rede verschwand der Kopf des Paters Thomas aus dem Fenster. Aber tief in der Gasse noch hörte man seine Stimme mit lautem Schluchzen: „Herr, gehe mit den armen Sündern nicht ins Gericht! Send' ihnen deine Gnade, auf daß sie sich bekehren und bessern. Parce et miserere, Domine!"

„Und ihr duldet diese Grobheit des Pfaffen so gelassen, als ob sie euch gar nicht anginge?" fragte der Dorfschelm, der gerade zum Beginne der Strafpredigt an der Thüre erschienen war und heimlich lachend sie mit angehört hatte. „Ihr

duldet dies?" fragte er noch einmal, und betrachtete in stiller Verschmitztheit die possierliche Gruppe der blaßgelben Männer, deren Schrecken sich nun allmählich in Unmut und Zorn verwandelte.

Meister Schlarum war der erste auf den Beinen. Er wollte seine Furcht vor Gespenstern nun ableugnen, und suchte seine Angst zu beschönigen, indem er unter gewaltigem Gelächter hervortrillerte: „Es ist so meine Passion, daß ich vor dem Kapuziner den Demütigen spiele. Thät' ich dies nicht, so würde er mir noch alle meine Gäste davonpredigen."

Jetzt war der Bauer Jackl in der Höhe. „Stern und Firmament," schrie er, „wir können uns das nächtliche Spionieren nicht gefallen lassen. Blitz und Hagel, wir sind doch keine Diebe und Straßenräuber. Der Herr Kommissär hat recht wir wollen klagen, und der gnädige Herr muß uns zur Herstellung unserer Ehre behilflich sein!"

„Wir machen's kürzer, ihr lieben Männer!" entgegnete Seine Gnaden, der Herr Dorfschelm. „Das Singen kann ich nicht leiden; das Reden duldet der Pater nicht. So treiben wir das Spiel wie zuvor, gerade dem Pfäfflein zum Trotze. So ist dabei doch er am ärgsten gestraft. Und damit er's euch nicht mehr kochen kann, wie er's schon einmal gethan — bleibt ihr recht hübsch aus der Predigt."

Daß doch der Dorfschelm gerade damals unter dem Galgen gesteckt wäre bis über die Ohren! Den Nachbarn und Vettern, den armen Schwächlingen, gefiel seine Rede. Sie sagten zu, und der Wirt

brachte augenblicklich die Spielkarten. Nachträglich noch ist zu bemerken, daß die Frau Dore, obwohl sie hinter dem Ofen saß, von der ganzen Geschichte kein Wort gehört und keinen Funken gesehen, weil sie schon wieder die frische Brunnenwasserkur in ihrer größten Ausdehnung gebraucht hatte.

Ein einziger von den Männern wollte nicht gleich ans Spiel. Das war der Schmied Klaus. Die Predigt des Paters und der Abschied von seinem Michel juckten ihm gar ernstlich im Kopfe herum. Allein am Ende trug das überreizende Zureden der anderen und der süße Gedanke, daß er das Verlorene wieder gewinnen könne, über sein Zögern den Sieg davon. Und das Kartenspiel begann aufs neue.

Von jener Nacht an war's ärger, als je. Es kam so weit, daß die dummen Tropfen, die sich so schändlich betrügen ließen, selbst keine Lust mehr an der Arbeit hatten. Die Neigung zum Gebet und guten Gedanken war ohnehin schon lange davongeflogen. So kehrte allmählich die Dürftigkeit in den Häusern ein, wo sonst Wohlhabenheit residiert hatte.

Der Schmied Klaus konnte kein Eisen mehr bezahlen; der Schneider Hans war zehn Ballen Tuch schuldig, und bekam aus der Fabrik keines mehr, bis er nicht sein Passivum gelöscht hätte. Der Schuster Hinze saß wohl noch im Leder bis über die Ohren, weil die Käther in die Stadt ging, es zu holen. Allein er hatte sich auf einmal in den Kopf gesetzt, er wolle nicht immer zum Ärger der armen

Ehemänner Pantoffel machen; es sei genug, daß er selbst unter einem stehe — und faulenzte draußen herum, weil er, die Stube zu meiden, seine besonderen Gründe hatte. Ebenso war's mit dem Maurer Stoffel, der zwar nicht unter dem Pantoffel seiner Ehehälfte, aber unter dem der Lotterie stand, welcher, wie er schon einmal in Frankfurt erfahren, noch mehr Schmerzen zu verursachen imstande sei. Am jämmerlichsten sah es bei dem Bauern Jackl aus. Der trieb das Spiel mit solcher Leidenschaft, daß er am Ende auch das Korn verkaufte, das er zur Bebauung seiner Äcker hätte verwenden sollen.

O Elend über Elend! O Jammer über Jammer! Jetzt gab's nur immer Verdruß und Streit in den Häusern. Und die Liederlichkeit bei jung und alt wurde gepflegt und gehegt wie ein liebes Schoßhündlein. Und weit und breit nannte man den verrufenen Ort: das Schelmendorf.

Fünfzehntes Kapitel.

Jetzt kann noch geholfen werden.

Der Pater Thomas saß in tiefen Gedanken vor der Pforte seines Klosters. Die Abendsonne schien in die Thränen, die auf dem Silberbarte des ehrwürdigen Mannes glänzten. Ja, er vergoß viele und heiße Thränen, weil die Männer des Dorfes, das ihm zur Seelsorge anvertraut war, auf so schändliche Weise an Seel' und Leib sollten zu Grunde gehen. Und er betete gar inbrünstig zum Himmel, der gütige Heiland wolle ihn gnädig erleuchten, welche Mittel er zur Heilung seiner todkranken Pfleglinge anwenden solle.

Dann dachte er hin und her, und beschloß endlich, die Ankunft des neuen Herrn Oberrichters abzuwarten, dem der Ruf eines ausgezeichnet menschenfreundlichen, religiösen und eifrigen Mannes vorausging.

In dem Augenblicke stolperte um die große Linde an der Pforte des Klosters ein Mann herum — es war der Stelzpeter.

„Gott zum Gruß, hochwürdiger Herr," redete er den Pater an. „Ich bin vom Terminieren durch das Land glücklich, wie Ihr seht, wieder zurückgekom-

men, und bitte Euch für diesmal um ein kleines Nachtquartier."

„Sollt es haben, Peter, so oft Ihr kommt!" erwiderte Pater Thomas, und reichte dem Stelzfuß die Hand und gab ihm den Klostersegen.

„Gott woll' es Euch vergelten, was Ihr dem Invaliden Gutes thut!" sagte der Peter, indem er mit dem Ärmel seiner Jacke eine Thräne aus dem Auge sich wischte. Als er aber dem Kapuziner recht tief ins Gesicht sah, staunte er und fragte: „Herr, was ist Euch passiert? Seid Ihr derweil krank gewesen? Bomben und Granaten, Ihr seht ja aus, als ob Ihr schon, wie weiland Freund Lazarus, drei Tage im Grabe gelegen!"

„Wär' es ein Wunder?" erwiderte Pater Thomas mit bewegter Stimme. „Der Kummer um die armen Seelen des Dorfes drüben bringt mich wirklich zu Grabe!"

„Weiß schon, weiß schon!" fiel der Invalide dem Kapuziner in die Rede. „Herr, ich glaub' es auch, daß Euch das drückt wie ein Centnerstein. Bomben und Granaten, wenn der Stelzpeter dagewesen wäre, hätt' es so weit nicht kommen dürfen Um Verzeihung, Euer Hochwürden, ich sage dies. nicht, als wollt' ich Eueren heiligen Eifer in Abrede stellen. Davor bewahre mich Gott. Ich sage dies nur, weil ich erfahren habe, daß solche schwache Männer täglich einen bereits gebesserten, den der nämliche Schuh gedrückt hat, am Zechtische brauchen, damit dieser sie unausgesetzt warne und vor allem Schlimmen bewahre. Bomben und Granaten, dazu ist der Stelzpeter der rechte Mann. Herr,

Ihr könnt wohl predigen und von der Kanzel herab donnern, daß einem die schlichte Wahrheit tief zu Herzen geht und man sich in der Kirche die kräftigsten Vorsätze macht. Allein draußen in der Welt giebt's Verführer dem Dutzend nach, die jeden guten Eindruck Euerer Predigten zu verwischen suchen — und so ist's Eueren armen Seelen im Dorfe gegangen. Ich komme soeben vom Fenster des Wirtshauses, wo ich heimlicherweise meinen Kopf hineingesteckt. Gottlob, kein Mensch hat mich bemerkt. Man meint, der Stelzpeter sei weit im Lande. Bomben und Granaten, Euer Hochwürden, in der Zechstube geht's furchtbar schlecht zu. Mich wundert's nimmer, daß Euere Pflegebefohlenen zu Grunde gehen. Wahrlich, sie sind in schlimmen Händen. Der Meister Schlarum ist ein verschmitzter Helfershelfer, und der eigentliche Meister aller Schurkerei ist der fremde Herr Kommissär, der Taugenichts, der Betrüger. Ich hab' ihn im ersten Augenblick erkannt. Er ist's, der mich in früher Jugend, als ich mit ihm auf der Straße zusammentraf, das Taschenspiel gelehrt, und unter dessen Leitung ich ein elender Tropf geworden bin, abgesehen davon, daß er die Grundursache meines Stelzfußes ist. Bomben und Granaten, sonst hätt' ich lauter Narben der Tapferkeit auf meinem alten, morschen Körper."

Der Pater Thomas machte große Augen, als er auf einmal die Grundursache alles Übels so deutlich vor sich entwickelt sah. Allein, was ist nun anzufangen?

„Jetzt kann noch geholfen werden!" fuhr der Invalide zu reden fort, „doch das geht nur durch

einen Geniestreich des Stelzpeters, wozu ich Euere Erlaubnis brauche. Diesmal kommt uns der Aberglaube der bösen Schelme gut zu statten; er muß das meiste zu ihrer radikalen Heilung beitragen. Bomben und Granaten, laßt mich machen, hochwürdiger Herr! Und wenn morgen nachts der Meister Schlarum ins Kloster kommt mit der dringenden Bitte, Ihr sollet den Teufel austreiben — dann geht ohne Widerrede, und thut, was wir noch näher besprechen wollen.

Sie besprachen sich auch wirklich über den Plan, den der Stelzpeter auszuführen dachte, ins weite und ins breite. Allein wir wollen dem Stelzpeter nicht vorgreifen, und werden ehestens erfahren, wie es zuging.

Der Pater war's zufrieden, und legte sich zum erstenmal nach langer Zeit ruhig auf die Strohmatte in seiner Zelle, während der Stelzpeter zu Gericht ging, um anzuzeigen, man könne um die und die Stunde im Wirtshause des Schelmendorfes einen seltenen Vogel fangen, und nebenbei durch scharfe, aber zweckdienliche Maßregeln die armen, leidenschaftlichen Spieler und Nachtschwärmer nach Hause schicken.

Der neue Herr-Oberrichter lobte den Eifer des Invaliden, wünschte ihm Glück zur Ausführung eines radikalen Heilplanes, und gab ihm den Gerichtsdiener zum Gehilfen bei, mit dem Versprechen, er werde mit dem ehrwürdigen Pater selbst erscheinen, wenn es notthue, die Männer zu beschämen.

Sechzehntes Kapitel.

Der Teufel im Spiel.

Der Abend dämmerte schon tief. Die Feierstunde hatte geschlagen.

In dem Wirtshause hinter der Ecke des Spieltisches saß ein vornehmer Gast, den der Meister Schlarum sehr respektierte, weil er sich mit dem köstlichen Wein traktieren ließ. Der fremde Herr trug ein sonderbares Kleid auf dem hageren Leibe; es war ein Rock fast von der Farbe und dem Schnitte, wie man den wilden Jäger malt. Der Hut mit der breiten Krempe und einer langen Reiherfeder lag tief im Gesichte, aus dem nur hie und da das Weiße spitzbübischer Augen hervorschielte. Die Nase war dunkelrot und herabgebogen bis zur Oberlippe, über die ein halbellenlanger Schnurrbart rechts und links bis zu den langen Eselsohren hinlief. Was unter dem Hute war, konnte man natürlich nicht sehen, sonst hätte Meister Schlarum vor dem seltsamen Gaste sich gewiß bekreuzt in die Länge und in die Quere. Ebenso war der Unterleib desselben verborgen, weil er hinter dem Tische saß, und sich kein einzigesmal hervorbewegte. Wie aber der Herr ins Haus gekommen, wußte

der Wirt nicht anzugeben, weil er ein Stündlein bei seinem großen Humpen verschnarcht hatte; und Frau Dore für den gestrengen Herrn Kommissär in der Küche eine Schnepfe briet.

Der Gast bot dem Wirt das Weinglas, und ließ neuerdings eine Flasche bringen, bis endlich letzterer seine Neugier im Weine ertränkt hatte.

„Ich lobe mir die Schneiderschere!“ tönte es vor der Thüre draußen im widerlichsten Falsett, und der moderne Pariser Jean hüpfte in die Stube herein.

„St! St! Gemach! Gemach! Meister Ellenstab!“ korrigierte Schlarum den leichtsinnigen Vetter. „Wir haben heute einen vornehmen Gast zu verehren. Da nehmt ein Beispiel! Der trinkt den besten Wein, während Ihr das Bier nicht zahlen könnt!“

Der Schneider fühlte sich beleidigt, und begehrte mit vielem Nachdruck: „Meinetwegen mir auch eine Flasche vom allerbesten!“ Und klingelte dabei in der Tasche mit einem Dutzend harten Thalern, die er für die Verpfändung seiner letzten Wiese erhalten hatte.

Jetzt bekam der Meister Schlarum Respekt, und führte den Schneider an den Tisch: „Der gnädige Herr erlauben schon! Das ist gewöhnlich der Spieltisch — und meine lieben Nachbarn kommen heute zusammen, sich ein paar Stündchen mit der feinsten Karte zu verkürzen. Es ist so ihre Passion, daß sie sich nicht leicht vertreiben lassen!“

„Schon gut,“ erwiderte der Gast mit hämi-

schem Lächeln, und zog den Schnurrbart weit hinter die Ohren. „Schon gut, bin auch ein Freund vom Spiele!“

Das ging ja ganz prächtig zusammen. Nun kam einer nach dem anderen. Endlich auch der gnädige Herr Kommissär.

Nur ein einziger fehlte noch — der Maurer Stoffel. Statt seiner aber erschien ein Maurerlehrling, und brachte die Nachricht: „Der Stoffel kann nicht kommen. Als er unter seiner Hausthür stand, und mit seinem Weibe, die für ihre Kinder um Brot jammerte, einen heftigen Wortwechsel führte, fiel ein Ziegel vom Dache, und schlug ihm ein Loch in den Kopf. Er liegt nun zu Bette, und winselt und seufzt, daß man nicht weiß, was mit ihm werden wird.“

„Das ist sozusagen jammerschade!“ sagte der Schuster Hinze. „Wer wird seine Person im Spiel ersetzen? Der Meister Schlarum darf sich nicht einmischen. Das haben wir ihm geschworen.“

„Hier ist ein Ersatzmann für den Stoffel — und wahrlich kein geringer!“ rief der Wirt und deutete auf den fremden Herrn. „Wenn ihr recht schön bittet, wird er's gewiß nicht abschlagen!“

Kurz und gut — das Spiel war festgesetzt. Nur eine Einwendung machte der Gast, indem er sagte: „Ich bin allerdings ein großer Freund vom Kartenspiel, und würde gern an euerer Unterhaltung teilnehmen. Allein es ist ja kaum der Mühe wert, daß wir anfangen. Acht Uhr hat es schon geschlagen. Die neunte Stunde wird euch heimrufen zu eueren Weibern und lieben Kinder-

chen — und dann sind wir gestört in der besten Freude."

„Oho," rief der Schneider Hans, und fuhr mit dem Zeigefinger unter die Nase hin. „Da kennt Ihr mich schlecht, Verehrtester! Ich bin ein lustiger Gesell, und schere mich nichts darum, wenn ich meinetwegen die ganze Nacht bei Euch sitzen bleiben müßte."

Und der Schuster Hinze sagte: „Ich habe mir sozusagen den Pantoffel selbst gemacht. Allein, seit ich die Schusterei aufgegeben, darf mir mein Weib auch nicht mehr sozusagen auf der Nase herumtanzen."

Der Bauer Jackl sprang auf, schlug die Faust auf den Tisch und schrie: „Blitz und Hagel, mich soll der Böse holen, wenn ich zuerst aufhöre!"

Der Schmied Klaus, der in aller Eile ein paar Gläser Kornbranntwein in die Gurgel hinabgeschüttet hatte, um die schweren Gedanken an sein zerrüttetes Hauswesen zu verjagen, war schon nicht mehr recht bei guten Dingen und sagte, ohne daß er's deutlich wußte: „Mich soll auch der Böse holen, das heißt, wenn ich davongehe." — Und so schrieen denn endlich alle zusammen: „Wir wollen dies und das sein, wenn wir aufhören!"

Da erhob der Fremde ein seltsam wildes Gelächter, das er größtenteils unter den Tisch hinabrollen ließ. Meister Schlarum meinte, sein großer Kater habe so abscheulich gebrummt, und rief den Schrollbuben aus dem Brauhause herbei, daß er die schwarze Hexenbestie hinausjage. Als aber

dem nicht so war, stießen alle die Köpfe kurios zusammen.

„Nun denn," sagte der Fremde, „wenn ihr so denkt, bin ich es gern zufrieden, und auf die Bedingung hin wollen wir anfangen. Also der Böse soll den holen, der zuerst aufhört."

Die Frau Dore hinter dem Ofen bekreuzte sich, so oft sie von dem bösen Feinde was hörte, und stärkte sich jedesmal mit dem bekannten Wässerlein und mit einer Prise vom besten Holländer, wobei sie aber, so noch nie wie heute, in ein unendliches Niesen versetzt wurde. Sie hatte vor einer Stunde dem fremden Gaste ihr Döschen präsentiert — und seitdem befand sich die Schleimhaut ihrer Nase in einem so sehr gereizten Zustande.

Das Spiel ging vortrefflich von statten. Der Fremde verlor, daß es ein Schrecken war. Er mußte einen Dukaten um den anderen aus der Tasche ziehen. Aber er war dabei ganz guter Dinge.

Noch lustiger wurden die anderen, denen Meister Schlarum mit allen möglichen Getränken tapfer zusetzte, daß immer mehr Hitze und Tollheit in ihre Köpfe stieg. Am ausgelassensten trieb's der Dorfschelm, weil er der Meistgewinnende war, wovon der Grund den geneigten Lesern schon hinlänglich bekannt ist.

„Herz ist Trumpf!" schrie der Fremde und lachte, daß es den anderen durch Mark und Bein hätte gehen sollen; und langte Goldgeld aus der Tasche hervor, als ob er unerschöpflich wäre. Und je mehr er verspielte, desto lustiger wurde er.

„Nun das Doppelte gesetzt!" redete er den

Männern zu, die der Spielteufel mit seinen Krallen so fest gepackt hatte, daß von einem Entkommen gar nicht mehr die Rede sein konnte. „Nun das Dreifache gesetzt! Ich bin im Verluste! Ich soll doch auch einmal gewinnen! Nur keck! Nicht besonnen! Herz ist wieder Trumpf!“ — Und der Mann mit der Reihenfeder verlor immer wieder, und erhob dabei ein höllisches Gelächter.

Dem Meister Schlarum wurde es zu bunt, und er machte sich allerlei kuriose Gedanken. Die anderen aber waren fast außer Sinnen. Im Gesichte purpurrot von Trunk und Leidenschaft saßen sie da, und beguckten mit entsetzlich grimmiger Freude die großen Goldhaufen, die neben ihnen auf dem Tische lagen, und hatten aus lauter Spielsucht keinen anderen Gedanken, als Trümpfe und immer Trümpfe.

Es schlug elf Uhr vom Kirchturme. In dem Augenblicke fiel dem betrunkenen Schuster Hinze ein Kartenblatt unter den Tisch. Es war Trumpfas, und galt das meiste. Der Wirt sprang in aller Dienstfertigkeit herzu, und steckte den Kopf unter den Tisch, um es aufzuheben. Als er aber wieder hervorguckte, war er kreideweiß bis in die Kehle hinein, und zitterte vor Schrecken dergestalt, daß ihm das Blatt neuerdings aus der Hand fiel. Er machte ein großes Kreuz von der Stirn bis auf den Bauch, und sprang in der Verwirrung zur Thür hinaus.

Die anderen hatten das kaum bemerkt im Wust ihrer Leidenschaft und spielten fort. Nach einigen Minuten aber kam des Wirts Schrollbube

herein, und sagte dem Schuster Hinze ganz leise ins Ohr, er solle ein bißchen in die Hausflur hinauskommen. Unwirsch folgte der Schuster dem Winke, weil er meinte, im Spiel etwas zu versäumen.

Draußen fand er den Wirt, vom kalten Fieber gepeitscht. „Ach, ihr lieben Nachbarn und Vettern," keuchte dieser hervor, „der Fremde, der mit euch spielt, ist der leibhaftige — Gottseibeiuns; ich habe unter dem Tische den Bocksfuß gesehen."

Der Schuster hätte in dem Augenblick keinen Tropfen Blut gegeben, wenn eine Aderlässe an ihm vorgenommen worden wäre. So sehr hatte ihn der Schrecken ergriffen. Es brachen ihm die Füße zusammen. Und doch zitterte er die Worte hervor: „Ich laufe sozusagen davon!"

„Um Gottes willen nicht," redete ihm Meister Schlarum zu. „Wißt Ihr denn nimmer, daß Ihr Euch dem Bösen verschrieben habt, wenn Ihr zuerst aufhören wollt im Spiel. Geht zurück in die Stube — ich will inzwischen in das Kloster rennen, und den ehrwürdigen Pater Thomas auf den Knieen bitten, daß er sich dazu bewegen lasse, den Teufel aus meinem Hause zu treiben."

Der Schuster Hinze folgte dem Rate des Wirts, und wankte in die Stube zurück. Die Kameraden hätten es ihm an seinem langen Gesichte wohl ansehen können, daß etwas Arges vorgefallen sein müsse. Allein sie dachten: Es ist nur die böse Käther draußen gewesen, und hat ihn heimprügeln wollen! — Und darum spielten sie munter und lustig fort.

Als aber Hinze einem um den anderen, wenn gerade der Fremde sein Geld zählte, in die Ohren raunte: „Wir spielen mit dem Teufel; der Wirt hat den Bocksfuß gesehen!“ — da war auf einmal der Rausch der sauberen Spielgesellen verflogen. Die geliebten Karten wurden ihnen centnerschwer in der Hand — die Goldstücke brannten sie, wie feurige Kohlen, und alle Lust an Spiel und reichem Gewinn war dahin.

Der Fremde aber that, als ob er gar nichts merke. Er spielte fort, immer toller und toller, und steigerte den Satz auf das Sechsfache, und lachte dazu so gräßlich, daß den Männern der Todesschweiß von der Stirne rannte, und sie es nicht wagten, mit dem Stuhle zu rücken, aus Furcht, der Teufel könnte meinen, sie wollten im Spiel aufhören. Der aber trieb's bis zu schrecklicher Raserei, von einer Stunde zur anderen. Schon hatte der Wächter die dritte nach Mitternacht angerufen — barmherziger Gott, und Meister Schlarum mit dem Pater Thomas ließ sich noch nicht sehen. Jeder Augenblick war den armen Gesellen eine Ewigkeit — sie allein mit dem Teufel — und ringsum war's sonst wie ausgestorben, nur daß man die Frau Dore hinter dem Ofen schnarchen hörte. — Der Schuster Hinze hat nachmals oft erzählt, es könne ihm sozusagen im letzten Stündlein nicht ärger sein.

Daß aber der Meister Schlarum solange ausblieb, hatte seinen besonderen Grund. Als er nämlich durch die Dorfgasse nach Hause kehren wollte, konnte er es nicht über's Herz bringen,

die Weiber seiner Gäste von dem schrecklichen Spektakel in Kenntnis zu setzen. Darum machte er rechts und links einige Umwege, und weckte die Frau Grete, das schöne Bärbele, die böse Käther und die dicke Brigitt, und sagte einer jeden: „Euer Mann sitzt noch in meinem Hause, und spielt mit dem leibhaftigen Teufel um seine arme Seele. Ich habe den Bocksfuß gesehen. Betet, daß es dem frommen Kapuziner gelinge, euere Männer zu retten.“

Die Frau Grete jammerte: „Ach, du lieber Gott, ich habe schon lange befürchtet, daß es am Ende noch so kommen werde.“

Das schöne Bärbele antwortete: „Mein Herr Jean hat die Pariserkniffe noch fix inne. Er wird sehen, wie er dem Bösen entwischen könne.“

Die böse Käther griff gleich nach einem Pantoffel, und polterte mit Händen und Füßen: „Geschieht ihm gerade recht, dem Taugenichts. Wär' er fein hübsch auf dem Schusterbock sitzen geblieben, so hätt' ihm der Böse nichts anhaben können; denn ein Bock stoßt den anderen nicht, wenn beide gleich stark sind.“

Die dicke Brigitt keuchte recht schwerfällig in ihrem Bette: „Nun darf ich wieder drei Rosenkränze beten, bis ich den Jackl aus des Bösen Klauen bringe.“

Beim wahren Licht betrachtet, war es doch keiner von den vier Weibern recht ums Herz. Sie standen auf, weckten ihre Kinder, kleideten sich an, und wollten an Ort und Stelle gehen, um sich von dem schlimmen Handel selbst zu überzeugen.

Als der Meister Schlarum an des Maurer Stoffels Haus kam, klopfte er am Fenster, und rief hinein: „Bruder, sei froh, daß du ein Loch im Kopfe hast. Diese Nacht geht's schlimm zu in meinem Hause. Es ist daran, daß der Böse die bekannte Spielgesellschaft hole. Leb' wohl, ich muß eilen; wenn du morgen hörst, daß der Klaus, der Hans, der Hinze und der Jackl mit Tod abgegangen — dann weißt du, was du davon zu denken hast."

Der Stoffel aber war mit der flüchtigen Rede des Wirts nicht zufrieden. Er empfand für den Augenblick gar keine Schmerzen am Kopfe, aus lauter Kuriosität, dem Spektakel selbst beizuwohnen, und machte sich mit seiner Ehehälfte nach dem Wirtshause, um zu sehen, ob der Böse noch im Spiele sei.

Siebzehntes Kapitel.

Der Teufel wird ausgetrieben.

Der Wirt kam zu Hause an, und traf die Gesellen noch immer beisammen, was ihm sehr lieb war. Denn wenn einer von den Nachbarn unter der Zeit wäre davon gegangen, und hätte der Böse den armen Schlucker geholt — dann wäre das Wirtshaus verrufen gewesen für alle Ewigkeit.

Meister Schlarum öffnete die Thür nur so weit, daß er den Kopf hineinstecken konnte, und winkte dem Schuster Hinze auf die Hausflur hinaus. Als dieser vor ihm stand, sagte er zu ihm: „Ich habe den hochwürdigen Herrn Pater recht sehr gebeten, und ihm zu bedenken gegeben, daß ihr ja arme Christenseelen seiet, auf die der Satan Jagd macht.“ Allein er wollte nicht daran, und entgegnete mit ernster Miene: „Das sind keine Christen, die das leidige Spiel, des Bösen Werk, treiben. Schon lange ist das verruchte Spiel, das Nächte hindurch währt, ein Ärgernis der Gemeinde und ein Greuel vor Gott und seiner heiligen Kirche. Und wer wollte sagen, es sei eine ungerechte Strafe, wenn der Satan seine Anhänger sich brühwarm holt von dem Tische hinweg? — Ich hörte

nicht auf zu bitten; du weißt, Nachbar, es ist so meine Passion, daß ich schmeicheln kann, wenn es not thut. Ich versprach ihm zehnmal, selbst ein braver Mann werden, und das Spiel für immer aus meinem Hause verbannen zu wollen. Nun endlich verstand er sich dazu und schloß seine harte Rede mit den sanfteren Worten: „Weil ich hoffe, daß sich die schlimmen Gesellen bessern und bekehren werden, da sie deutlich sehen, wohin ihr böses Leben sie führt, und zum Ruhme Gottes und seiner heiligen Kirche will ich euch Rettung angedeihen lassen.“ — Froh über diesen Ausspruch eilte ich aus dem Kloster. Der Pater Kapuziner muß jeden Augenblick nachkommen.

Als der Schuster dies hörte, atmete er leichter. Allein als er wieder am Spieltische saß, und dem Bösen ins Angesicht schaute, wars ihm bei den Grimassen desselben um kein Haar wohler zu Mute, als vor einer Stunde. Der Meister Schlarum trat nun auch in die Stube; in der Hand hielt er die große Hundspeitsche; denn der Pater hatte ihm befohlen, daß er dieses Instrument bereit halte. Er legte die Peitsche auf einen Stuhl neben den Fremden, jedoch so manierlich, als wenn es nur von ungefähr geschähe. Darüber mußte der Satan aufs neue so grell und entsetzlich lachen, daß die Spieler samt dem Wirt aus Schrecken ineinanderfuhren, und Frau Dore hinter dem Ofen zu gähnen anfing, und vom Schlafe erwachte.

In dem Augenblicke trat — ein polnischer Jude zur Thüre herein. „Noch Gesellschaft,“ sagte er und zog die Achseln in die Höhe, „noch mun=

tere Gesellschaft. Kann nicht lustiger gewesen sein in Israel, als gehenkt worden ist der böse Haman, der Kämmerer des Königs Ahasverus. Kann nicht lustiger gewesen sein, als die Hochzeit war der schönen Esther. Ist's erlaubt, daß ich auch mitmache ein Spiel? So wahr Kanaan ist das gelobte Land, so wahr das gelobte Land gehört den Juden — ich bin ehrlich, wenn man es auch ehrlich mit mir meint. Ich habe einen Vater, der heißt Jakob, und mein Großvater hieß Abraham; ich selbst heiße Isaak. Das sind die Namen der großen Patriarchen, die Gnade gefunden vor Gott — und wir sind ihre Abkömmlinge."

„Nur herbei, nur herbei, Israels polnischer Schandfleck!" schrie der Herr Dorfschelm, der, außer dem Fremden hinter dem Tische, bei dem das Geld doch einmal ein Ende nehmen müsse, und den er am allerwenigsten für den Bösen hielt, noch einen anderen mit seiner Betrügerei darankriegen wollte.

Da lachte der Mann mit der Reihenfeder höllisch auf und schrie: „Bomben" — suchte dies Wort aber im Lachen zu ersticken, und fuhr fort: „Der polnische Jude soll mitspielen, wenn er die Bedingungen gleich den anderen eingehen will: Wer zuerst aufhört, den soll der Böse holen!"

„Nu," entgegnete Isaak, „haben so wackere Männer gegeben ihr Wort, kann ich auch eingehen die Bedingungen. Bis zum Schabbes wird nicht dauern das Spiel. Alsdann müßt ich freilich sagen: Ich nehme kein Geld in die Hand; ich mische die Karten nicht. Ihr Christen macht euch

nichts daraus, zu spielen am Sonntag, zu fluchen und zu schelten am Tag des Herrn. Allein der Jude hat ein streng Gesetz, und der Jude hält sein Gesetz streng. Nu, also zum Spiel! Meister Wirt, mein Esel steht noch vor der Thüre. Gebt einen Bündel Stroh meinem Esel; und mir einen Schoppen Wein, wenn er kuscher ist."

Jetzt rückten alle zusammen und begannen ein neues Spiel.

Der Morgen fing schon zu grauen an. Draußen vor dem Wirtshause rührte es sich gar seltsam. Weibergeschrei und Kindergejammer tönte untereinander. Der Maurer Stoffel mit verbundenem Kopfe stand unter der Thüre, und schaute herein. Meister Schlarum winkte endlich der ganzen versammelten Bevölkerung des Dorfes in die Stube. Diese Scene war schauerlich anzusehen. — Vorne am Spieltisch die betrunkenen und in den Karten vergrabenen Gesellen, von Angst und Schrecken betäubt, den Bösen in ihrer Mitte; und in den Winkeln der Stube herum ihre Weiber und Kinder weinend und schreiend und jammernd, daß es einen Stein hätte rühren mögen.

Die gute Grete faßte zuerst ein Herz, und rief ihrem Manne zu: „Komm' doch, armer Klaus, komm' heim und denk' an den Michel."

Das schöne Bärbele rang die Hände und schluchzte: „Herzliebster Jean, ich muß ja untröstlich werden, wenn dir was Höllisches widerfährt!"

Durch den Mut ihrer Vorgängerin angespornt, wollte die böse Käther gegen den Schuster

sogleich das Donnern: „Du Taugenichts, was schadet's dir, wenn dich der — — —"

Da stellte sich die dicke Brigitt ihr vor, daß man zum Glück nichts mehr von ihrer hageren Gestalt sehen konnte, hob die Hände empor, und betete keuchend: „Für den nichtsnutzigen Bauern Jackl ein kräftiges Vaterunser!"

Allein all dies Thun und Treiben führte zu keinem Zweck. Die Männer durften nicht vom Spieltisch, umsoweniger, da es erst wieder aufs neue recht bunt zuging. Und obgleich der Klaus, der Hans, der Hinze und der Jackl vom Wachen, von der Angst und vom Trinken bis zum Umfallen erschöpft waren, und kaum vermochten, die Augen offen zu halten — der Fremde hinter dem Tischecke gab keine Gnade, keinen Pardon. Er durfte nur einen höllischen Fluch durch die Zähne murmeln, dann schauderten sie zusammen, und kämpften mit aller Kraft gegen den Schlaf, der sie zu überwältigen drohte. Denn die Wirkung der Angst war doch noch mächtiger in ihnen, als die der erschöpften Natur.

Der polnische Jude hatte gleich auch ein stupendes Glück. Nach Verlauf einer Stunde lag ein großer Haufe Geld vor ihm, das der Fremde verloren hatte. Der Maurer Stoffel, den die Neugierde trotz seiner Kopfwunde zur Thüre herein und zum Tisch herangelockt, guckte dem Juden in die Karten, und schrie und lärmte: „Der Sohn Abrahams hat schon wieder gewonnen! So wollt' ich auch spielen, und wenn mir nichts dir nichts der Böse da wäre."

Der Fremde verzerrte das Gesicht, und erhob ein abscheuliches Gelächter, während er sich riesenmäßig hervorstreckte hinterm Tische, und den Maurer Stoffel mir nichts dir nichts beim Schopfe nahm, daß dieser jämmerlich schrie, und der Thüre zusprang, indem er Schlarums Worte beherzigte: „Es ist daran, daß der Böse die bekannte Spielgesellschaft hole.“

Das freundliche Morgenrot schimmerte schon bei den Stubenfenstern herein. Da wurde der Fremde mit der Reihenfeder unruhig. Er schnitt jetzt allerlei fatale Gesichter; er schob den Hut auf die Seite. Und wer das krumme Gehörn an der rechten Schläfe sah, dem sträubten sich die Haare vor Grausen. Manchmal stieß er seinen Nebenmann mit dem Bocksfuße an die Waden, daß der Gestoßene fast ohnmächtig unter den Tisch sank. — Jetzt verloren die wackeren Gesellen Gesicht und Gehör. Bald meinten sie — oder es täuschte sie vielleicht nur das Dämmerlicht der heruntergebrannten Kerzen — bald meinten sie, die Augen des Fremden sprängen in seinem Kopfe umher, wie feurige Räder, oder sein Kinn verlängere sich dergestalt, daß es auf den Tisch herabreiche, um die Karten zu fassen; oder der Mund ziehe sich auseinander bis zu den Ohren; oder endlich die Nase bewege sich schnüffelnd hin und her, als wäre sie ein Rüssel mit eigener Bewegung.

Jetzt erst fing der Fremde zu lärmen an; er warf den gräßlichen Blick hinaus in das Morgenrot, und es juckte ihn in dem Bocksfuße, als sei seine Stunde gekommen, in der er fort müsse. —

„Hei, ihr Wichte,“ schrie er, „wollt ihr noch nicht aufhören? Da stehen die Weiber, und wollen euch heimholen, und die Kinder jammern nach ihren Vätern! Hei, hei, ihr Schelme, habt ihr kein Herz im Leibe?“

Die Männer entsetzten sich — o wie gern hätten sie die Karten weggeworfen. Allein die Rede des Bösen war nur ein Kunstgriff, ihre armen Seelen zu gewinnen. Sie saßen fest, und wagten es nicht einmal, nach ihren Weibern und Kindern umzuschauen, die immer herzzerschneidendere Klagen ausstießen. Meister Schlarum und Frau Dore knieten am Ofen, und wollten sich auf allerlei Gebetlein besinnen wider die Anfechtung des Bösen; allein sie brachten keines heraus, so sehr sie sich auch abmühten.

Immer höher und höher stieg die Morgenröte, und der Fremde hinter dem Tische schrie mit furchtbarer Stimme: „Hei, hei, ihr Schelme, nun habt ihr mir mein Geld abgespielt, und meint, ihr dürft nun nach Hause gehen, und mich auslachen. Aber nichts da, ich muß alles wieder gewinnen, und sollten wir sitzen heute — und morgen — und das Jahr hindurch und die ganze Ewigkeit lang. Wollt ihr, hei?“

Und die Spielgesellen zitterten vor lauter Angst, daß ihnen die Kartenblätter aus den Händen fielen, und antworteten mit einer Stimme: „Ja, ja, ja! Wir wollen recht gern, gnädiger Herr Teufel!“

Da lachte der Fremde mit der Reihenfeder noch viel gräßlicher, als er die ganze Nacht hin-

durch gelacht, und schrie abermals: „Wer will aufhören? Wer?“ Und polterte unter dem Tische mit dem Bocksfuße.

„Ich nicht, niemand, keiner!“ antworteten die Spielgesellen zusammen, und wußten kaum, daß sie so geantwortet hatten; und zerrauften sich die Haare, indem sie anfingen, mit lauter Stimme Reu' und Leid zu beten.

„So ist's recht,“ grinste sie der Fremde an, und zog an dem ellenlangen Schnurrbart, und machte fürchterliche Grimassen. „So ist's recht! Wir sitzen so lustig beisammen, und haben um uns so muntere Gesellschaft, klagende Weiber und jammernde Kinder, deren Geschrei euch vollends hineinbringt in die Hölle, ihr feinen Schelme! Denn das Elend der Eurigen, das ihr durch eueren sauberen Lebenswandel herbeigeführt, bricht euch ganz und gar das Genick vor dem ewigen Richter. Doch, mir ist's ganz recht; ihr paßt in meinen Kram, ihr argen Schelme!“

Dann lachte er hinein in die Winkel, wo die Weiber und die Kinder standen und knieten, griff in seine Tasche, warf ihnen einen Haufen Goldes zu und schrie: „Hei, daß ihr auch etwas von der Freude habt — da — greift zu!“ — Allein es waren lauter eitle Messingplättchen, die er unter die Zuschaner streute; und er verzerrte dabei sein Gesicht immer gräßlicher.

Die Kerzen waren herabgebrannt — und verlöschten. Da wurde es schrecklich unheimlich und düster. Allein das war dem Bocksfuß willkommen und erwünscht. „Nun geht's erst recht an!“

schrie er, und warf den Hut vom Kopfe, daß man an beiden Schläfen die Hörner erkennen konnte im Widerscheine des Frührots, das durch die Fenster drang. „Nun geht's erst recht an! Ich will euch schon leuchten, ihr Schelme! Die Karten gemischt! Abgehoben! Herz ist Trumpf! Herz ist Trumpf! Bei allen bösen Geistern, bei dem Ärgernis, das ihr eueren armen Kindern gebt — Herz ist Trumpf!"

„Herz ist Trumpf!" winselten die Spielgesellen, und klapperten vor Todesangst mit den Zähnen, und mischten in das Heulen der Weiber und Kinder ihr eigenes Heulen.

Da dachte der polnische Jude: „Es ist genug!" und griff nach der großen Peitsche, die neben ihm auf der Bank lag, nahm den Hut ab, und warf den polnischen Mantel von sich — und der Gerichtsdiener stand vor den Gesellen in seiner gewöhnlichen Amtskleidung. „Jetzt mag ich nicht mehr!" rief er dem Fremden hinter dem Tische zu: „Du hast den Vertrag mit dem polnischen Juden geschlossen, nicht aber mit dem Gerichtsdiener, der gekommen ist, die armen Seelen zu retten. Wohlan, ich will den Spielteufel austreiben, daß er es gewiß sobald nicht mehr wagen soll, unter diese Gesellen sich einzunisten."

Bei diesen Worten fing er sogleich an, die große Peitsche in Anwendung zu bringen. Man sollte glauben, es ginge über den vermeintlichen Bösen los; allein der bekam nur auf den Schein ein paar leichte Streiche, während der Gerichtsdiener die volle Kraft seiner starken Arme auf dem Rücken des Dorfschelmen und Meisters Schla-

rum probierte. „Der Böse," rief er mit furchtbarer Donnerstimme, „ist ein unsichtbarer Spielgeselle, der von alten Zeiten her in den Karten sitzt. Ihr beiden aber seid seine elenden Helfershelfer, die ihr verführt habt und betrogen diese armen schwachen Christenmenschen. So will ich den Bösen austreiben samt seinen Helfershelfern. Ich wollte nur, ich könnte euch aus der Welt hinausprügeln, ihre Taugenichtse!"

Unterdessen entledigte sich der Mann mit der Reihenfeder, den die betrunkenen und vom Spiel betäubten Männer für den Bösen gehalten, seiner Maske. Er nahm die Hörner aus den Haaren, machte den Bocksfuß von der Stelze los, und brauste in die Höhe: „Bomben und Granaten!"

„O jerum!" schrieen viele aus den Zuschauern: „Das ist der Stelzpeter!"

Der Schmied Klaus, der Schneider Hans, der Schuster Hinze und der Bauer Jackl, die sich anfangs unter dem Tische zusammengekauert hatten, krochen nun hervor; und war vorhin ihr Schrecken bei erbärmlichem Aberglauben unbeschreiblich, so nahm jetzt ihre Scham kein Ende, da sie mit einem Male bedachten, welch böses Beispiel, welch Ärgernis sie ihren Kindern gegeben, und wie lächerlich sie sich in ihrer Leidenschaft vor aller Welt gemacht.

In dem Augenblick trat der ehrwürdige Pater in die Stube. Die Männer knieten am Boden nieder, hoben die Hände auf, und beteten mit zitternder Stimme Reu' und Leid. Der Maurer Stoffel mit dem Loch im Kopfe hatte sich mir nichts dir nichts zu ihnen geseelt. Denn sein Ge-

wissen sagte ihm: „Du bist um kein Haar besser, als diese!“

Nun hielt ihnen der ehrwürdige Geistliche eine äußerst ernste und rührende Strafpredigt; die Weiber schluchzten recht herzlich; die Kinder merkten sehr gespannt auf die Worte des Paters; und die Männer selbst schlugen an ihre Brust, bekannten ihre Leidenschaft, und versprachen vollkommene Besserung.

Nicht so der Dorfschelm. Kaum hatte er den Rücken voll Schläge, so schlich er während dem rührenden Akt, den Pater Thomas ausführte, zum Spieltische, strich alles Gold und Silber zusammen, steckte es in die Taschen und wollte sich pfeilschnell aus dem Staube machen.

Allein der Stelzpeter, der ihn keinen Augenblick aus dem Gesichte gelassen, packte ihn, und donnerte ihm in die Ohren: „Bomben und Granaten, kennst du mich nicht mehr, Schurke, Taschenspieler, Verführer, dessen saubere Bekanntschaft ich auf der Landstraße gemacht? Deiner elenden Kunst verdank' ich diesen Stelzfuß, und hätte ihr wohl ein ewiges Verderben zuzuschreiben, wenn mich die Gnade des lieben Herrgott nicht noch zeitlich genug vom Rande des Abgrundes hinweggerissen. Dir gelten die Steckbriefe in den Zeitungen. Du bist der saubere Doktor Schweizer, der Taschenspieler Ahasverus und der Schatzgräber Harpax. Allein es ist bereits gesorgt, daß du der gerechten Strafe nimmer entrinnst. Ich habe der Behörde einen Wink gegeben. Bomben und Granaten, die Stunde ist dazu bestimmt, deinen Schurkenstreichen ein Ende zu machen.“

Achtzehntes Kapitel.

Was der neue Herr Oberrichter für ein Mann war.

Indem der Stelzpeter noch sprach, tönte Säbelgeklirre in der Hausflur. Und gleich darauf erschien der neue Herr Oberrichter mit zwei Schergen, die sich auf einen Wink des Gerichtsdieners sogleich in die Nähe des Dorfschelmen machten.

Er ließ sich von dem Pater alles haarklein erzählen. Und je mehr Verdrießliches er durch diesen vernahm, desto ernsthafter wurde sein Gesicht. Endlich, da der Pater zu reden aufhörte, und eine feierliche Stille herrschte, wandte sich der Herr Oberrichter zu den Männern und sprach: „Es ist mir sehr unangenehm, gleich beim Eintritte in mein Amt erfahren zu müssen, daß ein so gewaltig großes Sittenverderbnis, so schreckhafte Leidenschaften in den Herzen meiner Untergebenen vorwalten. Hochwürdiger Herr Pater, ich bitte Sie hiermit auf das freundschaftlichste, thun Sie Ihr möglichstes, die Verführten wieder auf den rechten Weg zu bringen, sei es durch Milde oder Ernst, mit Ermahnungen oder Strafen. Sie werden an mir jederzeit den Mann finden, der Ihnen treulich an die Hand gehen, und Ihre

Bemühungen mit der Kraft des Gesetzes unterstützen wird."

Hier bot der Herr Oberrichter dem tiefgerührten Pater die Hand; und beide waren von dem Augenblick an die besten Freunde zum Wohle des ganzen Dorfes.

„Bomben und Granaten, da muß man Respekt haben!" rief der Stelzpeter, und schwang den Hut in der Luft, und verneigte sich fast bis zum Boden.

Jetzt trat der Herr Oberrichter zum Meister Schlarum, hob den Zeigefinger warnend in die Höhe, und sprach zu ihm mit einer Stimme, die den ärgsten Sünder erschüttert hätte: „Ihr habt Euch, wie ich aus allem entnehmen kann, bisher als einen Mann gezeigt, der eine Gewalt dareinsetzt, vom Grunde des Herzens aus ehrlos zu handeln. Ich aber sage Euch: Drei Monate habt Ihr Bedenkzeit. Wollt Ihr Euch bessern — so wird's nur allein Euer Vorteil sein. Wo nicht — so müßt ihr aus dem Dorfe fort; das schwör' ich bei aller Gerechtigkeit."

„Bomben und Granaten, da muß man wieder Respekt haben!" rief der Stelzpeter, und schwang den Hut in der Luft, und verneigte sich fast bis zum Boden.

Endlich sprach der Herr Oberrichter zum Dorfschelm die wenigen Worte: „Du Schurke, bist unverbesserlich. Darum wirst du jetzt hingeführt, wo du schon lange sein solltest. Du hättest den Galgen verdient; doch die Barmherzigkeit des gnädigsten Landesfürsten schenkt dir das Leben,

ob du vielleicht im Gefängnisse nach langer Zeit eines Gedankens der Reue fähig werden könntest." — Dann winkte er dem Gerichtsdiener und den Schergen: „Schließt ihm die Hände zusammen, und führt ihn von dannen!"

„Bomben und Granaten, da muß man zum drittenmal Respekt haben!" rief der Stelzpeter, und schwang den Hut in der Luft, und verneigte sich fast bis zum Boden. „Apropos," setzte er hinzu, „Euer Gnaden können in den Taschen des Gaudiebs zugleich die Goldstücke und Silbermünzen finden, die Euer Gnaden mir zur Ausführung meines Planes gestern abends geliehen. Es wird auch nicht ein einziges fehlen. Der Schelm hat sie zu sich gesteckt, während ehrliche Leute auf die Predigt des frommen Paters horchten. Bomben und Granaten, ich hab' es gerade noch zu rechter Zeit gemerkt. Wie gesagt, es wird kein Heller fehlen."

Die ganze fatale Sache war nun abgethan. Und der Herr Oberrichter verließ mit einer freundlichen Verneigung gegen den Pater Kapuziner die Stube. Auch letzterer entfernte sich, nachdem er die Anwesenden gesegnet hatte.

Drauf eilten die Weiber auf ihre Männer, die Kinder auf ihre Väter zu. Es war ein Akt frohen Wiedersehens und gegenseitiger Versprechungen. Selbst die böse Käther machte ihrem Hinze keinen Vorwurf mehr. Man sah es deutlich, es sei ein jedes froh, daß die Sache zu allem Jammer hin noch so gut abgelaufen. Und die Männer schwuren zusammen, sie wollen nun unter

Gottes Beistand anfangen, andere Menschen zu werden.

Der Stelzpeter nahm den herzlichsten Anteil an der Freude der Leute. Und als er sie bei aufsteigender Morgensonne Arm in Arm und Hand in Hand so friedlich und mit den besten Vorsätzen nach Hause wandeln sah, und sich mit Recht denken durfte, er habe durch seinen ganz besonderen Plan, womit er die Spielleidenschaft lächerlich gemacht, auch sein Schärflein zur Bekehrung der Verblendeten beigetragen — da wischte er sich ein paar große Thränen aus den Augen, und rief mit der redlichsten Freude: „Bomben und Granaten, dazu war ich der rechte Mann!"

Neunzehntes Kapitel.

Hei jerum, das ist der Michel.

Einige Tage danach brauste recht emsig da Gebläse in Schmied Klausens Werkstätte. Der Meister selbst stand kernkräftig am Amboß, und ließ tapfer den großen Hammer fallen, und der Stelzpeter half ihm, so gut er konnte, bei der schweren Arbeit mit.

Da hörten sie von der Straße her ein schwäbisches Lied, das ihnen recht zu Herzen ging Es lautete also:

„Auf a Bergle bin i ganga,
Hab' der Heimat zua g'schaut —
Hab' i glaubt, i seh's Häusle,
Hab' mi tüchtig verschaut.“

„'s ist a Bäumle nur g'wesa,
Und a Vögele drein,
Hat g'sunga, hat pfiffa:
Ei, so komm' a mal heim!“

„Was willst denn da draußa?
In der Heimat isch guat,
Wo Vater und Muatter
Scho lang warta thut!“

„So hat's Vögele g'sunga,
Hab' lang mi dra g'freut —
Und auf einmal isch g'floga,
I weiß nit, wie weit."

„Und sitz' i am Abend
So still vor mi hin —
So kommt mer das Vögle
Und 's Liedle in Sinn."

„Und 's wird mer no klinga,
So lang i hier bi,
Bis daß i 'mei Dörfle,
Mei Häusle 'mal sieh."

„Bomben und Granaten," rief der Stelzpeter, „das ist eine sehr angenehme Stimme; und das Lied heimelt einen ordentlich an, wie man zu sagen pflegt. Meister, wir wollen doch sehen, wer der vortreffliche Musikant sei, der es wert wäre, daß es eine schwäbische Oper gäbe, so gut, als eine welsche."

Und sie traten miteinander aus der Werkstätte. „Ei, ei, Herr Peter," sagte der Schmied Klaus, und deutete nach der Anhöhe. „Schaut nur einmal fest hin. Von der Steige herab kommt ein stattlicher Reiter; der ist der Sangmeister, so wahr ich Klaus heiße."

„Bomben und Granaten!" rief der Invalide, und alle Muskeln seines ganzen Körpers, den Stelzfuß ausgenommen, weil er keine Muskeln hatte, und eigentlich doch auch zum Körper gehörte, fingen zu fibrieren an. Denn der Reiter trug einen Soldatenrock; und wenn der Peter einen Soldatenrock sah, dann war er auf einmal ein

ganz anderer Mensch; dann marschierte er taktmäßig, und schulterte mit dem Stocke, und machte mit der Stelze rechtsum, daß es eine Freude war, und sprach kein anderes Wort mehr, als das auf die sechste Bataille Bezug hatte.

Der Reiter war indes die Anhöhe herabgekommen, und trabte schon zum Dorfe hinein. Er lenkte aber seitwärts ab auf einen Fußweg, wo er an dem Schmied und Stelzpeter nicht vorbei durfte. Da meinte ersterer sogleich, der müsse in dem Dorfe bekannt sein. Sie kehrten wieder um und gingen zurück, indem sie sich unterwegs über den fremden Reiter die Köpfe zerbrachen.

Siehe aber, das klärte sich nach wenigen Minuten auf. Denn als sie zu Hause ankamen, stieg gerade auch der junge Soldat vom Pferde, und Frau Grete unter der Thüre schlug die Hände zusammen, und hüpfte vor Freude und schrie: „Hei jerum, das ist das Michele!"

Wer möchte die hundert Grüße, die fünfhundert Umarmungen und die tausend Fragen erzählen können, von denen jetzt Schmied Klausens niedere Stube ertönte? Denn das Gerücht hatte denselben Abend noch die Ankunft des schönen Soldaten im ganzen Dorfe herumposaunt, und jung und alt eilte herbei, um zu sehen und zu hören, und in allen Gassen und Straßen erzahlten sich's Männer und Weiber und Kinder: „Hei jerum, das ist Schmieds Michele!"

In der Stube des Meisters Klaus waren alle Anwesenden in der gespanntesten Erwartung. Denn der Michel packte seinen Mantelsack aus, in dem er

allerlei sehenswerte Sachen zu haben vorgab. Und es war auch so. Wunder über Wunder! Dem Vater Klaus brachte er einen neuen Rock; der Mutter Grete ein schwäbisches Häuble mit kostbaren Spitzen, und jedem der Geschwisterte etwas Apartes. Am Ende zog er einen Geldsack heraus.

Und da die Zuschauer vor Grausen und Freude die Hände über den Köpfen zusammenschlugen, erzählte der Michel: „Ich habe mich treu und redlich verhalten, das weiß der liebe Herrgott. Kaum war ich ein halbes Jahr beim Regiment, so nahm mich ein Herr Offizier in den Dienst. Er war schon ziemlich auf Jahren, und, wie die Leute meinten, im Besitze großer Reichtümer. Ich diente dem braven Herrn in wahrer Herzenslust, und er gewann mich lieb, und ließ mich nicht von sich bis zu seinem Tode, der vor einigen Wochen erfolgt ist. Tag und Nacht war ich an seinem Krankenbette und pflegte seiner; ich hätt' es Euch nicht besser thun können, liebwerter Vater."

Da sagte er einmal zu mir: „Bursch, weißt du auch, warum ich dich in den Dienst genommen, und du mir lieb warst bis zu dem Augenblicke?" — Als ich ihn fragend ansah, schüttelte er mir die Hand und sagte: „Siehe, weil du, solang ich dich kenne, kein Kartenblatt in die Hand genommen. Mir ist dies höllische Spiel in die Seele hinein verhaßt. Und ich hab' es geschworen, daß ich keinen Diener in meinem Hause leiden will, der die Karten nur von ferne anschauen mag. Kein anderer hat Stich gehalten. Du bist der einzige, Michel — und drum hab' ich dich lieb gewon-

nen." — So sagte mein braver Herr; mir standen die Thränen in den Augen. Und ehrerbietig küßt' ich ihm die Hand. Es standen ihm aber auch die Thränen in den Augen; und tiefbewegt fuhr er zu reden fort: „Ich war in den jüngeren Jahren ein leidenschaftlicher Kartenspieler. Auf einer Reise spielte ich eines Tages in einem Wirtshause an der Heerstraße mit einem Fremden. Der Mann betrog mich. Ich schalt ihn. Der Wirt legte sich darein, nahm meine Partie und schlug dem anderen ein Bein entzwei. Später hörte ich, daß er nun einen Stelzfuß habe. Von jener Zeit an hatte ich eine Centnerlast auf meinem Gewissen. Ich machte mir Vorwürfe, daß der Mann durch mich zeitlebens unglücklich geworden. Wenn er mich auch um wenige Geldstücke betrogen, so war doch die Strafe für diesen Betrug doch zu gräßlich. Ich that alles mögliche, seinen Aufenthalt auszuforschen, damit ich für ihn sorgen könnte — allein bisher war es vergebens." — Dies erzählte mir der Herr Offizier, und ich erwiderte ihm: „In meinem Dorfe, gnädiger Herr, ist seit kurzem ein Stelzfuß, ein alter Invalide . . ."

„Bomben und Granaten," schrie der Stelzpeter, der sich nimmer halten konnte. „Ja, ich bin's, und ich wollte, daß ich mein Bein in der sechsten, nicht aber in der siebenten Bataille verloren hätte!"

„Gemach!" winkte ihm der Michel zu. „Gemach, Herr Peter, und hört mich bis ans Ende." Das Gesicht meines guten Herrn erheiterte sich bei dieser tröstlichen Nachricht ungemein. „Michel,"

sagte er, „nimm diesen Schlüssel, und öffne dort den Schrank, und den großen Geldsack zuvoderst hebst du heraus.“ — Ich that, wie mir befohlen war. Dann sprach er weiter: „Das Geld gehört zur Hälfte dir für deine treuen Dienste, und besonders für die Beharrlichkeit, mit der du das Kartenspiel gemieden. Verbleibe so bis in dein Grab. Die andere Hälfte bringst du dem Stelzfuß, wenn er derselbe ist, den ich zum Krüppel gemacht. Ist er's nicht, so sollst du damit in deinem Dorfe eine Stiftung für Invaliden gründen.“

„Bomben — —,“ schrie der Stelzpeter, und die Granaten blieben ihm diesmal im Halse stecken, und die Thränen rollten haufenweise auf seinen Schnurrbart. Dann kniete er, so mühsam es mit dem hölzernen Beine herging, mitten in die Stube, und schämte sich nicht, der alte Invalide, den Allmächtigen, der seinem Wohlthäter einen so guten Gedanken eingegeben, vor allen Anwesenden zu preisen mit einem kräftigen: „Herr Gott, dich lobe ich! Herr Gott, dir danke ich! Mein Lebtag will ich dich nicht vergessen! — Und gern will ich alten, bresthaften Soldaten und Kameraden von dem Meinigen mitteilen. Bomben und Granaten, dazu ist der Stelzpeter der rechte Mann!“

Zwanzigstes Kapitel.

Was aus dem schwäbischen Dorfe geworden.

In kurzer Zeit war das Dorf wie umgeschaffen. Der Schmied Klaus hammerte tapfer drauf los; der Schneider Hans zog munter die Nadel aus; der Schuster Hinze verfertigte Pantoffel emsiger als je; der Maurer Stoffel pinselte, daß es eine Freude war; und der Bauer Jackl pflügte das Feld, ohne die Ochsen übermäßig zu prügeln. Die Weiber aber, selbst die sonst so böse Käther nicht ausgenommen, wurden in jeder häuslichen Beziehung wahre Musterbilder. Die Kinder waren ihren Eltern unterthan, packten die Arbeit munter an und besuchten fleißig Kirche und Schule, um nur allein Gutes und Nützliches zu lernen.

Zu dieser Umwandlung trug unstreitig das vortreffliche Zusammenwirken des neuen Herrn Oberrichters mit dem unermüdeten Eifer des Paters Thomas das meiste bei. Kurz und gut, ersterer ging selbst jederzeit, zu Hause, im Freien und in der Kirche mit echt christlichem Beispiele den Untergebenen voran. Und der Pater Kapuziner

war darüber so entzückt, daß oftmals seine Zelle von dem Gebete wiederhallte: „Gott sei Dank! Deo gratias!“

Nur ein einziger war mit dieser glückseligen Umwandlung nicht zufrieden — das war der Meister Schlarum. Er hatte seine Passion nicht aufgegeben, jeden Fremden, der in seinem Hause Einkehr nahm, zum Spiel zu bewegen und abscheulich zu betrügen. Dies erfuhr der Herr Oberrichter, und gab ihm vor Ablauf des bestimmten Termins den Wink, er thue gescheit, wenn er je schneller je lieber seine Wirtschaft an irgend einen ordentlichen Mann bringe und sich noch mit Ehren davon schlage, wie man zu sagen pflegt.

Meister Schlarum, der mit dem neuen Herrn Oberrichter nicht so gut Freund werden konnte, wie er mit dem verstorbenen Herrn Federle es gewesen, ließ sich die Warnung gesagt sein — und das war seine klügste Handlung in seinem ganzen Leben.

Er bot sein Anwesen öffentlich feil und hatte für dieses Verfahren zwei Gründe. — „Erstens,“ sagte er, „hat der neue Herr Oberrichter so seine Passion, mich nicht leiden zu können, indem er auf Einhaltung der nächtlichen Polizeistunde gar zu streng sieht, Musik- und Tanzscheine selten ausstellt, und das Kartenspiel aus der Zechstube ganz und gar verbannt hat; woraus folgt, daß ein Wirt, der seinen größten Profit aus nächtlichem Wirthausbesuch, aus Tanzmusiken und Kartenspiel gezogen, bei solcher Gestaltung der Dinge zu Grunde gehen muß.“

„Zweitens,“ sagte er, „ist meine Dore seit der letzten Hexerei, wo der Schrecken ihr riesenmäßig zugesetzt, von so fatalen Nervenanfällen heimgesucht, daß sie dem Hauswesen nicht mehr vorstehen kann. Der Arzt, den ich rufen ließ, hat zwar die Krankheit anders tituliert, er hat gesagt, das sei so eine Art von Säuferwahnsinn. Allein das ist die gröbste Verleumdung, weil meine Dore ja nur immer pures Wasser getrunken. Man sieht also deutlich, daß der Herr Oberrichter und der Herr Doktor sich gegen mich verschworen haben. Allein es ist so meine Passion, daß ich mir nicht in den Haaren kratzen lasse. Und deswegen mach' ich mich aus dem Staube.“

„Bomben und Granaten!“ redete der Stelzpeter Schmied Klausens Michel an, als er diese Neuigkeit erfahren. „Kamerad, höre meine unmaßgebliche Meinung: Ich meine, wir lassen unser Geld beisammen und kaufen das Anwesen des Meisters Schlarum. Du spielst den Herrn im Hause oder den Wirt, wie man will; und ich fordere nichts von dir, als daß du mich lebenslänglich bewirtest, wie es ein alter Invalide not hat, und mir dabei den Feldzug, den du als tapferer Soldat mitgemacht, bis auf ein Härchen erzählst. Ich will dir dann auch meine Bataillen zum besten geben, die siebente ausgenommen, in der ich mein rechtes Bein verloren.“

Richtig — der Plan war gut — und wurde angenommen. Und von da an schreibt sich die Blütezeit des schwäbischen Dorfes. Bei dem Wirt Michel gab es keine Karte im ganzen Hause.

Dagegen errichtete er in seinem Garten eine Kegelbahn. „Das ist ein unschuldig Spiel," sagte er, „und die Bewegung trägt mitunter vieles zu tüchtiger Gesundheit bei." — Allein der Schmied Klaus, der Schneider Hans, der Schuster Hinze, der Maurer Stoffel und der Bauer Jackl durften nur um Strohhalme spielen, damit die alte Leidenschaft und Habgier nicht neuerdings in ihnen rege werde.

Als aber nach einiger Zeit der Herr Oberrichter selbst in den Garten kam, gab er die Erlaubnis, nun könnten sie manchmal Kleinigkeiten als Preise in Stroh einwickeln, Losnummern darauf legen und ausspielen. Und aus derselben Zeit schreibt sich im Schwabenlande das gemütliche Strohschieben her.

Ein Merkmal aus jener schreckhaften Nacht, in der der Spielteufel ausgetrieben worden, war den Nachbarn doch geblieben, damit sie sich immerhin an die Affaire erinnern, und durch diese Erinnerung ermahnt, nie mehr in ihre alten Fehler zurückfallen sollten. Sie hatten nämlich aus Schrecken und Angst eine schwere Zunge bekommen, und mußten, besonders bei ihren eigentümlichen Redensarten, merklich stottern.

Der Schmied Klaus stotterte: „D—d—d— das heißt."

Der Schneider Hans: „Me—me—me—inetwegen."

Der Schusten Hinze: „S—s—s—o zu sagen."

Der Maurer Stoffel: „Mi—mi—mi—r nichts dir nichts."

Und der Bauer Jackl: „B—b—b—litz und Hagel.“

„Allein das that nichts zur Sache. Bei der guten Ordnung, die nun in jedem Hause, auf der Gasse, in der Kirche, in der Schule und bei der Behörde vorwaltete, sei — so erzählen die ältesten Leute in Schwaben — das Dorf, trotz des Stotterns der achtbaren Männer, ein reiches, zufriedenes und mit braven, glücklichen Leuten angefülltes geworden, so daß das sonst verschrieene Schelmendorf von dort an den ehrenvollen Namen geführt habe: „Das schwäbische Goldmacherdörfle“.

Weil aber heutzutage kein Ort mehr existiert, wo nicht Karten oder anderes Zeug gespielt wird, so ist, wie sich von selbst versteht, das reiche, zufriedene und mit braven, glücklichen Leuten angefüllte Dorf verschwunden.

Allein wenn man die schädlichen Spiele vorzüglich mit Karten und großen Summen Geldes samt allen anderen daraus entspringenden Leidenschaften aus der Mitte der Leute, besonders aus dem Gesellschaftskreise der Jugend verbannen könnte — dann müßte das glückliche Dorf wie durch einen Zauberschlag geweckt — wieder ins Leben treten.

Daß dies bewerkstelligt werde, wünscht von ganzem Herzen der aufrichtige Erzähler.

Es wird aber auch gewiß keiner Gegend an

der segensreichen Erfüllung dieses Wunsches fehlen, wenn sie mit einem Oberrichter, Ortsgeistlichen, Schultheißen, Schulmeister und dergleichen Vorgesetzten beglückt ist, von denen ein Stelzpeter in aller Wahrheit ausrufen könnte: „Bomben und Granaten, das sind die rechten Männer!“

Inhalt.

Seite

Vorwort III

Erste Abteilung.

Erstes Kapitel. Der Schmied Klaus . . . 5
Zweites Kapitel. Der Schneider Hans . . 12
Drittes Kapitel. Der Schuster Hinze . . 19
Viertes Kapitel. Der Maurer Stoffel . . 27
Fünftes Kapitel. Der Bauer Jackl . . . 34
Sechstes Kapitel. Der Stelzpeter . . . 40
Siebentes Kapitel. Meister Schlarum . . 50
Achtes Kapitel. Des Stelzpeters Geschichte . 60
Neuntes Kapitel. Der Rekrut 74

Zweite Abteilung.

Zehntes Kapitel. Eine neue Erscheinung, und nicht die allerbeste 82
Elftes Kapitel. Mausfallen 92
Zwölftes Kapitel. Schon wieder ins Wirtshaus 97
Dreizehntes Kapitel. Eine gute, allein nicht die beste Wirkung einer Strafpredigt . . 102
Vierzehntes Kapitel. Es geht noch immer schlimmer 110

	Seite
Fünfzehntes Kapitel. Jetzt kann noch geholfen werden	118
Sechzehntes Kapitel. Der Teufel im Spiel .	122
Siebzehntes Kapitel. Der Teufel wird ausgetrieben	132
Achtzehntes Kapitel. Was der neue Herr Oberrichter für ein Mann war	143
Neunzehntes Kapitel. Hei jerum, das ist der Michel	147
Zwanzigstes Kapitel. Was aus dem schwäbischen Dorfe geworden	153